15/1986 PREIS 0,80 M

ISSN 0427–5217

FREIE Welt

Land über den Wolken

FW-Reporter besuchte Tibet, Autonomes Gebiet in China

Wenn Bauern bauen

Moderne Dorfarchitektur in Litauen

Golf im Schafspelz

Eine unkonventionelle Reisereportage aus Bulgarien

Reisebericht
Tibet – ein Stück Gestern, ein Stück Heute, ein Stück Morgen **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Bauwesen
Bauernhäuser vom Fließband **Seite 16**

Ansichten und Aussichten
FW-Gespräch mit dem Generaldirektor des VEB Kombinat Nachrichtenelektronik **Seite 20**

Kunsthandwerk
Ein Beitrag zur IV. Quadriennale des Kunsthandwerks Sozialistischer Länder **Seite 22**

mobile **Seite 24**

Memoiren
Die Reisen des Weltumseglers Adam Johann von Krusenstern **Seite 26**

Serie
Tatsachen, Hintergründe, Personen aus der Geschichte der Abrüstung **Seite 28**

Musik
Ein Beitrag zum 100. Todestag von Liszt **Seite 30**

Leseraussprache
Stammkundschaft – Sowjetliteratur **Seite 32**

Erzählung
Jerzy Putrament: „Der Hochverräter“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Das Tierhäuschen **Seite 40**

Historischer Fund
Fotodokumente aus Kraków 1945 kürzlich entdeckt **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Zwei Schäfchen in Rawnogor
Unkonventionelle Reisereportage aus Bulgarien **Seite 46**

Doppelter Grand Prix
Moskau sah zwei phantastische Weltrekorde **Seite 52**

Titel:
Unsere Autoren Manfred Bofinger und Bernd Siegmund bei Schäferspielen in Bulgarien

Redaktionsschluß für dieses Heft: **14. 7. 1986**

Adieu, Salut
Salut, Mir

Kosmischer Kunstflug

Pendelverkehr-Flugplan

1 – Sojus-T-15 koppelt Anfang Mai von Mir ab

2 – Sojus-T-15 wechselt in niedrigeren Orbit

3 – Sojus-T-15 nimmt Kurs auf Salut-7-Kosmos-1686

4 – Sojus-T-15 koppelt an den Salut-Komplex; Kisim und Solowjow montieren 15-m-Mast

5 – Mir wird auf höhere Bahn gesteuert

6 – 7 Wochen bleiben Kisim und Solowjow auf Salut-Bahn

7, 8 – Frachttransporter Progress 26 wird von Mir abgekoppelt und verglüht in der Atmosphäre

9 – Sojus-T-15 koppelt wieder von Salut-7-Kosmos-1686 ab

10, 11 – Sojus-T-15, mit über 400 kg Fracht beladen, manövriert Ende Juni in Rendezvous-Orbit zu Mir

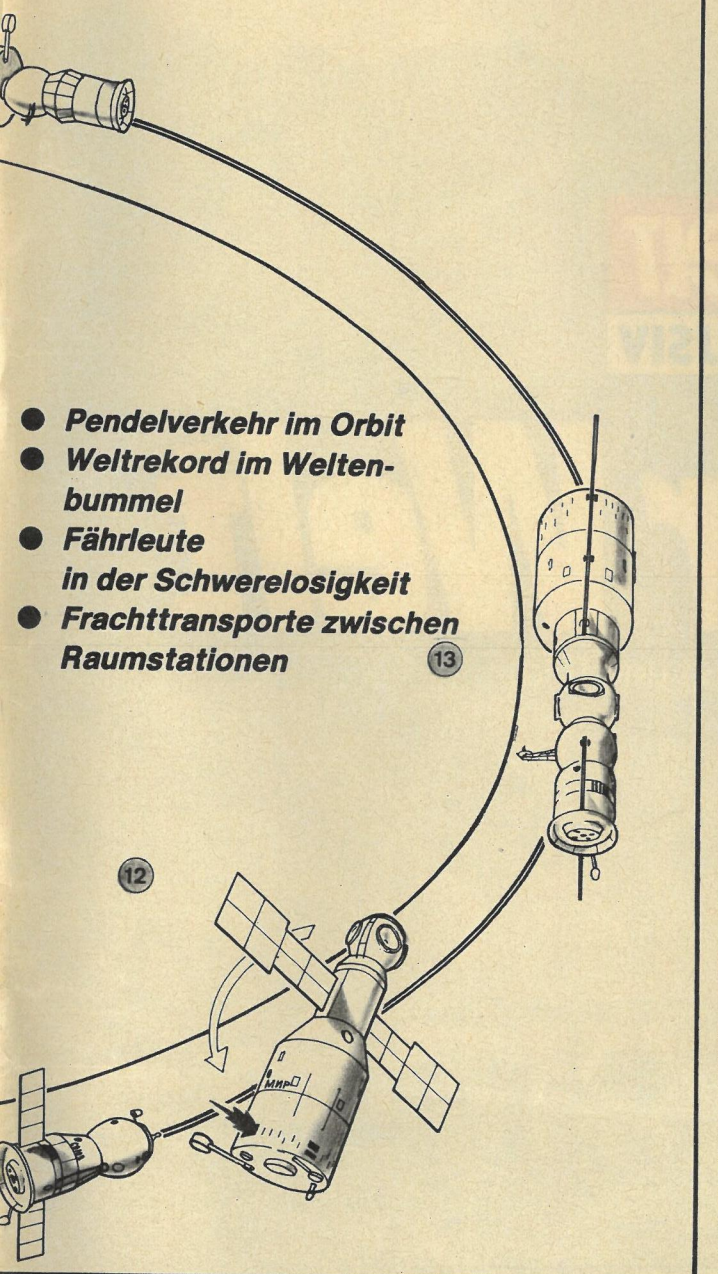
12 – Bei Annäherung von Sojus-T-15 schlägt Mir auf Funkkommando einen halben Salto, um die Kopplung am Bug zu ermöglichen

13 – im Orbitalkomplex Mir-Sojus-T-15 beginnt Mitte Juli für Kisim und Solowjow ihr zweites Weltraumjahr. Mir, letztes Domizil der beiden vor ihrer Rückkehr zur Erde, testen sie für das Ankoppeln von mehreren bis zu 20 Tonnen schweren Forschungsmodulen.

Die ersten Einjahres-Raumfahrer: Kommandant Leonid Kisim (links) und Bordingenieur Wladimir Solowjow.

Noch immer kommt es uns wie Science-fiction vor: Raumtaxis, die zwischen verschiedenen Stationen pendeln. Fähren, die Fracht von einer künstlichen Insel im All zur anderen übersetzen. Raumfahrer, die mit ihren Schiffen von einer Umlaufbahn in die andere manövrieren, Flugkörper inspizieren, Geräte auswechseln, defekte Anlagen reparieren. Kosmonauten, die über Videokanäle von der Erde Konstruktionszeichnungen, Baupläne erhalten und dann außenbords an Orbitalstationen werkeln. Menschen, die in dem freien Kosmos Gerüste an Forschungslabors befestigen. Gittertürme, die an Hochspannungsmaste erinnern, die sich wie Feuerwehrleitern zu beachtlicher Länge aus einem würfelförmigen Metallpaket entfalten.

Das alles braucht man eigentlich nicht mehr in der utopischen Literatur nachzulesen. Das alles geschah während des letzten Vierteljahres in unmittelbarer Nachbarschaft unseres Pla-



- ***Pendelverkehr im Orbit***
- ***Weltrekord im Weltenbummel***
- ***Fährleute in der Schwerelosigkeit***
- ***Frachttransporte zwischen Raumstationen*** (13)

(12)

neten. Von uns kaum wahrgenommen. So weit ist das Empfindlichkeitsbarometer für kosmische Pioniertaten gefallen. Mit dem kosmischen Kunstflug ist etwas geschehen, was in die Annalen der Raumfahrtgeschichte eingehen wird: Zwei sowjetische Kosmonauten, Leonid Kisim und Wladimir Solowjow, assistiert von Spezialistengruppen im Flugleitzentrum, im medizinischen Kontrollzentrum, im Raumflug-Ausbildungszentrun und in vielen Forschungseinrichtungen, so im Kiewer Paton-Institut, haben diese Leistungen vollbracht. Nach zweiundfünfzig Tagen Aufenthalt im neuen Basisblock Mir wechselten sie mit ihrem Transporter Sojus-T-15 zur langgedienten Orbitalstation Salut 7, in der beide 1984 fast acht Monate lebten, und forschten hier für weitere fünfzig Tage. Nun sind sie zu Mir zurückgekehrt und feierten ein Jubiläum. Kisim und Solowjow sind die ersten Menschen, die sich ein ganzes Jahr im All aufhielten. Aber ihre Reise geht weiter. Auch Interkosmos-Experimente stehen auf ihrem Programm, so Erderkundungen für das DDR-Experiment Geoex-86, bei der landwirtschaftliche Nutzflächen in unserer Republik untersucht werden. Für Kisim und Solowjow gehört das Außergewöhnliche zum Alltag im All. Einer der Kosmonauten-Veteranen, Pawel Popowitsch, heute für die Salut- und Mir-Besatzungen verantwortlich, sagte FREIE WELT über die Flugmanöver von Kisim und Solowjow: „Es ist der Beginn des interorbitalen Verkehrs. Vom Basisblock Mir werden künftig Crews zu Modul-Flugkörpern starten, die als Forschungslabors eingerichtet werden. Vielleicht schaffen wir eine eigene Firma ‚Orbitservice'."
Hallo, Taxi im Kosmos. Diese Zukunft hat im Weltall schon begonnen.

Karl-Heinz Eyermann

Zeichnung: M. Römer, Foto: A. Puschkarjow, TASS

Arroganz der Macht

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Der Internationale Gerichtshof in Den Haag ist ein Organ der Vereinten Nationen. Seine 15 Richter – international anerkannte Autoritäten auf dem Gebiet des Völkerrechts – wurden für eine Periode von 9 Jahren von der UNO-Vollversammlung und vom Weltsicherheitsrat gewählt. Also auch von den USA.

Seit Washington Territorialgewässer Nikaraguas verminte und Häfen blockiert, erkennt es die Autorität des Haager Gerichtshofes nicht mehr an, und das mit – wenn auch nicht gutem – Grund. Denn nach über zweijährigen Beratungen verkündete jetzt der Vorsitzende die mit eindeutiger Mehrheit getroffene Entscheidung: Die USA sind schuldig des Verstoßes gegen das Verbot der Gewaltanwendung, wie es in der UNO-Charta festgelegt ist.

Anderthalb Stunden währte die Begründung. Die Verminungsaktionen: Schwerer Bruch des Völkerrechts. Die finanzielle und militärische Unterstützung der Konterrevolutionäre gegen Nikaragua: Bruch des Prinzips der Nichteinmischung und Verletzung der Souveränität Nikaraguas. Die USA können das Recht der Selbstverteidigung laut Artikel 51 der UNO-Charta nicht in Anspruch nehmen. Die USA haben Nikaragua angemessenen Schadenersatz zu leisten.

Während diese Gerichtsentscheidung und ihre Begründung gedruckt wurden, faßte das US-Repräsentantenhaus den Beschluß, den Banditen, Marodeuren und Menschenräubern, die fälschlicherweise und verniedlichend „Contras" genannt werden, weitere 100 Millionen Dollar zu schenken. Sie sollen mit modernen Waffen für die Vereinigten Staaten den Stellvertreterkrieg gegen das Volk Nikaraguas fortsetzen. Vorher hatte man in Washington davon gesprochen, man wolle „die Politik Managuas mäßigen"; jetzt nennt man offen das Ziel: Sturz der Regierung.

Im sowjetischen Fernsehen wurde die neuerliche Rate für den Völkermord „schändlich, unvernünftig und gefährlich" genannt. Eine Schande ist in der Tat der Vorsatz, mit der Arroganz der Macht Völkerwillen wie Weltgerichtshof zu verhöhnen. Unvernünftig ist die Spekulation, mit neuerlichen 100 Millionen Dollar könnten die Konterrevolutionäre statt ihrer bisherigen Niederlagen Erfolge verzeichnen. Gefährlich wäre es, wenn Washington mangels Erfolgen seiner Banditen eigene Truppen einsetzen würde...

Die Arroganz der Macht führt zu jenem primitiven Weltbild: Kommunisten sind schlecht, Kapitalisten allemal gut – Washington ist der Sitz des Guten, Moskau Sitz des Bösen – wer für den amerikanischen Imperialismus ist, ist ein „Kämpfer für die Freiheit" (und wenn er auch Somoza, Duvalier, Pinochet, Duarte, Botha, Peres oder Shamir heißt); was gut ist und was schlecht, was Freiheit und was Unfreiheit, Menschenrecht und Menschenfeindlichkeit, Völkerrecht und Völkerrechtsbruch: Im Weißen Haus und im Pentagon maßt man sich an, das zu entscheiden. Und dabei kommen dann die Schweinebucht und Vietnam heraus, Laos und Kambodscha, Libanon und Grenada, Bomben auf Libyen – und neue 100 Millionen Dollar für Söldner.

Aber das waren alles militärische oder moralische Niederlagen der USA. Kein Wunder, wenn Washingtons Politik in den letzten Monaten, Wochen und Tagen bei Nachbarn und selbst bei Verbündeten und Freunden immer weniger Gegenliebe findet. Kritik aus London und Bonn, Verurteilung in Den Haag. Auch die Mehrheit der USA-Bevölkerung ist – repräsentativen Umfragen zufolge – gegen die Unterstützung der Konterrevolutionäre. Und selbst im Repräsentantenhaus sprach man bis zuletzt lautstark von Ablehnung.

Dann fiel man um. 222 der 430 Abgeordneten waren der Vernunft nicht zugänglich und erlagen dem Primitivismus des Antikommunismus: Die kleinen Vereinigten Staaten von Amerika müßten sich gegen das übermächtige Nikaragua genauso „verteidigen" wie gegen die Supermacht Libyen, das gewaltige Afghanistan und den Kontinent Grenada. So ließ man in den Tagen vor der Abstimmung über die Bildschirme amerikanischer Haushalte sowjetische Kampfhubschrauber schwärmen (Werbeeinblendungen des Weißen Hauses): Seht, nur zwei Stunden südlich der USA, in Nikaragua, finden solche Flugübungen statt, und deshalb brauchen wir 100 Millionen Dollar, „um die Kommunisten zu bekämpfen". Scheint's Wahnsinn auch, so hat es doch Methode.

An der Spitze der Konterrevolutionäre stehen ein Coca-Cola-Manager, ein Bankier und zwei Verräter an der sandinistischen Revolution. Aber es gibt auch, wie die „Frankfurter Rundschau" berichtet, „enge Verbindungen zwischen Instituten und Einzelpersonen der politischen Rechten in der BRD und den Contras". Der frühere Bonner Botschafter in Nikaragua arbeite heute in Honduras in einer antisandinistischen „Nikaragua-Gesellschaft", die in der BRD als „Gemeinnütziger Verein" anerkannt, also steuerbegünstigt ist. Und das sei „die Schaltstelle für antisandinistische Lobbyarbeit". Daß unter den genannten Namen Richard Löwenthal auftaucht, verwundert nicht. Er und Gleichgesinnte machen gemeinsame Sache mit den Terroristen und Menschenräubern, die gerade junge, demokratische Bundesbürger gekidnappt hatten.

Auf der anderen Seite treten echte Christen, Sozialdemokraten und die Mehrzahl anderer Gruppierungen und Schichten gegen die amerikanischen Killertruppen auf. Hans-Jürgen Wischnewski vom SPD-Parteivorstand nannte die Gewährung der 100 Millionen Dollar „für die Friedensbemühungen in Mittelamerika einen fast tödlichen Schlag, ganz zu schweigen von dem Elend, das erneut über die leidgeprüfte Bevölkerung Nikaraguas gebracht wird".

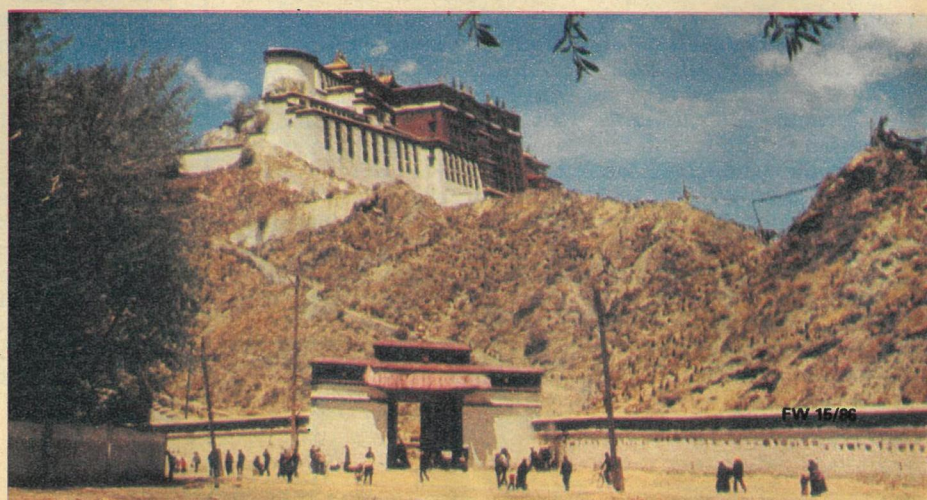
So scheiden sich die Geister. Unbehagen, Befürchtung, Entsetzen, Empörung führen zu Erkenntnissen und zur Differenzierung. Einsichten beflügeln zur Stellungnahme. Die Koalition der Vernunft wächst, während die Isolierung der Aggressivsten zunimmt.

Auf dem Dach der Welt

FREIE WELT EXKLUSIV

Ein Reisebericht von Günther Wolfram (Text und Bild)

Das gigantische Bauwerk scheint aus den Steinen des Marpori, des Roten Berges, gewachsen zu sein: Der Potala-Palast in Lhasa, Wahrzeichen Tibets und jahrhundertelang Sitz der Dalai Lamas. 170 Meter hoch reckt sich der dreizehnstöckige Bau gleichsam dem Himmel entgegen. Als Zeuge der wechselvollen Ge-



schichte des Landes ist er heute ein nationales Denkmal, für dessen Erhaltung und Pflege die chinesische Zentralregierung beträchtliche Mittel aufwendet.

Von den verschiedenen Etagen, reich mit vergoldeten Göttersymbolen verziert, hat man einen herrlichen Blick auf die Stadt, die, wie einer Streichholzschachtel entnommen, im weiten Tal ausgebreitet liegt. Man schaut auf das Theater, sieht an den Hängen Viehzüchter mit ihren Yaks und am Horizont moderne, im nationalen Stil errichtete Wohnhäuser, Symbole des aufstrebenden Tibet, einem Autonomen Gebiet der Volksrepublik China.

Auf dem Dach der Welt

Die Boeing muß auf der Hälfte der Flugstrecke Chengdu – Lhasa noch einmal um einige hundert Meter steigen. Das Hengduan-Gebirge kündigt sich als Barriere an. Dann unter uns eine baumlose Kraterlandschaft, kakaofarbene Gebirgszüge, schmale Täler und hin und wieder leuchtendblaue Seen. Links schlängelt sich ein braunblaues Band durch die Landschaft. Es ist der Yarlung Zangbo, der hinter der Grenze zu Indien Brahmaputra heißt. Hohe Gebirge und tiefe Täler lösen einander ab. Die weißen Gletscherberge in der Ferne, die mit braunen Filzmänteln bekleidet scheinen, erreichen eine Höhe von 4000 bis 5000 Meter.

Der Stellvertretende Vorsitzende der Provinzregierung des Autonomen Gebiets Tibet Pu Chiong.

Schon dieser Blick aus dem Flugzeug über das tibetische Hochland, das höchstgelegene Plateau der Erde, ist überwältigend. Allein die geographische Lage erwies sich jahrhundertelang als eine natürliche Ursache für die Abgeschiedenheit des Landes.

Im 7. Jahrhundert, als die Prinzessin Wen Chen aus der chinesischen Tang-Dynastie mit dem tibetischen König Songtsan Gambo verheiratet wurde, dauerte ihre Reise nach Tibet über zwei Jahre. Auf dieses Jahr 641 wird die historische Verbindung zwischen China und Tibet zurückgeführt. Forscher und Abenteurer brauchten Jahre, um mit Kamelen, Pferden, Yaks und Hunden die heilige Stadt Lhasa hinter den tausend Bergen zu erreichen, wenn sie nicht vorher umkehren mußten, weil die Tibeter sich durch die Außenwelt bedroht fühlten und die Fremden am Betreten der verbotenen Stadt hinderten. Ich erinnere mich, in meiner Jugend Sven Hedin gelesen zu haben, dem es auch nicht mit List – als mongolischer Pilger verkleidet – gelungen war, die Stadt zu erreichen. Noch bis in die Mitte unseres Jahrhunderts brauchte man von der Nachbarprovinz mit der Jeep-Karawane auf unwegsamen Pfaden fünf Monate.

Heute ist Tibet nicht mehr „fern dieser Welt". Im Sommer, in der goldenen Jahreszeit, verkehren täglich zwei Flugzeuge zwischen Chengdu – Provinz Sichuan – und Lhasa. Seit ein paar Jahren können über die höchstgelegene Landstraße der Welt von Xining – Provinz Qinghai – nach Lhasa lebensnotwendige Waren in drei Tagen transportiert werden. Inzwischen sind noch zwei weitere asphaltierte Straßen in die Provinzen Sichuan und Xinjiang gebaut worden.

Die Transportwege sind für Tibet Nabelschnuren in das moderne Zeitalter.

Dünn ist die Luft

Als wir nach zweistündigem Flug weit vor den Toren Lhasas auf dem Gongga Airport landen, empfängt uns ein lichtüberflutetes Tal. „Die Sonne wirft nur einen kurzen Schatten", sagt ein Mitreisender. Sie brennt direkt über uns. Ich muß die Augen zukneifen, damit die stechenden Strahlen durch die Wimpern gebrochen werden. Es ist gut, daß ich die Sonnenbrille nicht irgendwo zwischen Peking und Chengdu liegenließ. Die Sonneneinstrahlung hier oben in 3600 Meter Höhe ist besonders intensiv und dauerhaft. Man zählt 3005 Stunden pro Jahr; Lhasa wird daher auch als Sonnenstadt bezeichnet. Die Umwelt erscheint heller, die Farben klarer: Das Weiß auf den Bergkuppen ist weißer als weiß und das Grün am Bettrand des Kyitschu-Flusses ist grüner als grün.

Und dann die Luft. Schon kurz nach der Landung hatten uns unsere freundlichen chinesischen Begleiter eindringlich gewarnt: „Bewegen Sie sich ganz langsam, vermeiden Sie jede Anstrengung!" Wir hielten uns automatisch daran, sobald wir Tibets dünne Luft einatmeten. Kopfschmerzen und Erschöpfung sind die fast unvermeidlichen Folgen des fehlenden Sauerstoffs, der ein Drittel geringer ist als anderswo. Mir schien, als ob Stahlbänder meinen Kopf umschnürten und mein Gehirn zusammenpreßten. In den folgenden Tagen erwies es sich als nützlich, daß ich einen kleinen Medikamentenvorrat mitgenommen hatte. So brauchte ich nicht allabendlich am Sauerstoffgerät im hochmodernen Lhasa-Hotel Luft zu tanken. Erst, so sagt der Arzt, wenn sich im Körper nach Wochen genügend rote Blutkörperchen gebildet haben und den niedrigen Sauerstoffgehalt der Luft ausgleichen können, verspürt man keine Höhenbeschwerden mehr. Doch unsere Reisezeit war bemessen.

Das Dach der Welt gehört zu den extremen Klimazonen der Erde. Im Laufe eines Tages erlebten wir strahlende Sonne, Regen, ja Hagelschauer, um im nächsten Moment wieder von der Sonne geblendet zu werden.

Ein bißchen Geschichte

Schon in der Staatlichen Kommission für Nationalitätenfragen in Peking hatte man uns mit notwendigen Hintergrundinformationen über das Autonome Gebiet Tibet versorgt. Huang Guangxue, der Stellvertretende Vorsitzende, und seine Mitarbeiter für politische Studien standen uns Rede und Antwort. Das Autonome Gebiet Tibet im Südwesten der Volksrepublik China nimmt eine Fläche von 1,2 Millionen Quadratkilometern ein (und ist damit mehr als elfmal größer als das Territorium der DDR). 1,85 Millionen Menschen wohnen weit verstreut in Dörfern auf dem Gebirgsplateau; 95 Prozent von ihnen sind „Menschen mit schwarzen Haaren", wie sich die Tibeter selbst nennen, daneben kleinere nationale Minderheiten und Han (Chinesen).

Ein kurzer historischer Exkurs macht uns klar, wie wichtig eine schnelle wirtschaftliche Entwicklung des Berglandes ist. „Tibet ist nach wie vor ein rückständiges Gebiet. Als wir die Volksrepublik China 1949 gründeten", erläuterte Huang Guangxue, „lebten die Menschen hier noch in unvorstellbarem Elend. Jahrhundertelang gab es zwei Klassen: die Adligen und die Leibeigenen. In Lhasa gehörten zwei Prozent zur Aristokratie, drei Prozent standen als Aufseher, Diener, Privatsoldaten in ihrem Dienst. Neunzig Prozent waren an den Boden gebundene Leibeigene, während fünf Prozent Sklaven waren – Menschen, die wie Vieh behandelt wurden. Diese Trennung zwischen Adel und Leibeigenen galt auch in den zweitausend Tempeln und Klöstern."

Nach der friedlichen Befreiung Tibets 1951 blieben zunächst die Eigentumsverhältnisse unangetastet. Aber in dem 17-Punkte-Abkommen hieß es auch, daß die örtliche Regierung Reformen durchzuführen habe, um die Lebensbedingungen des Volkes allmählich zu verbessern. Aber ein Teil der Caloons (Großgrundbesitzer) und Hohepriester widersetzte sich allen sozialen Veränderungen. Ihr Putsch von 1959 zur Sicherung ihrer längst überalterten Herrschaftsformen wurde niedergeschlagen. Der Dalai Lama floh mit seinem Hofstaat. Geistliche und weltliche Würdenträger, die sich am Putsch beteiligt hatten, wurden enteignet. Leibeigene und Sklaven begannen sich als Menschen zu fühlen. Volkskommunen wurden gegründet, Schulen gebaut, die ersten Radiogeräte kamen in die Hütten der Armen.

Beim Bauern Gamadodji

Der japanische Mitsubishi-Bus fährt uns durch verschlungene Gassen eines Dorfes am Rande der Stadt. Die Häuser der Bauern liegen hinter dicken Mauern aus Feldsteinen, die mit Lehm verschmiert sind. Jedes Haus gleicht einer mittelalterlichen Burg im kleinen. Das Ehepaar Gamadodji erwartet uns bereits, führt uns durch das enge Tor über den Hof in die gute Stube. Wir nehmen Platz auf einem Sofa, das mit Teppichen bedeckt ist. Verzierte Holzschränke an den Wänden, darüber hängen sowohl kleine Gebetsfahnen als auch neue Plakate aus Peking. Tibeter sind gastfreundliche Leute. Der Tisch ist gedeckt. Zur Begrüßung wird uns ein Gästewein serviert, eine hochprozentige milchglasfarbene Flüssigkeit, die ihre Wirkung tut.

Seit zwei Jahren betreibt die Familie Viehwirtschaft, fünfzehn Yaks nennt sie ihr eigen. Die Bezirksbehörde hat ihnen fünf Mu Futterland (15 Mu = 1 ha) und vierzig Mu Weideland kostenlos zur Verfügung gestellt. Jeden Morgen bringt Gamadodji die Milch zur Molkereigenossenschaft, mit der er einen Vertrag abgeschlossen hat. Seine Frau erledigt die Hausarbeiten und stellt die unentbehrliche Tsamba her, das universelle Hauptnahrungsmittel der Tibeter, feingemahlenes, gelbliches Mehl aus Qingkegerste. Tsamba wird zu allen Mahlzeiten als Brei, Suppe oder Brot gegessen. Die beiden Töchter, sechzehn und achtzehn Jahre alt, treiben die Yaks auf die Weide, und der 15jährige Sohn besucht noch die Schule. Die Yaks werden regelmäßig und kostenlos vom staatlichen veterinärmedizinischen Dienst der Hauptstadt untersucht.

Gamadodji versteht zu wirtschaften, kann seine Arbeit gut einteilen und organisieren. Die Ankaufpreise für Getreide sind vernünftig geregelt, sein Speicher für den Winter, der hier 6 Monate dauert, wird für Mensch und Vieh gefüllt werden.

Während der Unterhaltung hat die Frau des Hauses tibetischen Tee eingegossen. Das ist ein Getränk, das nicht jedermanns Sache ist; ein Gebräu aus Tee, Yakbutter und Zucker sowie etwas Salz.

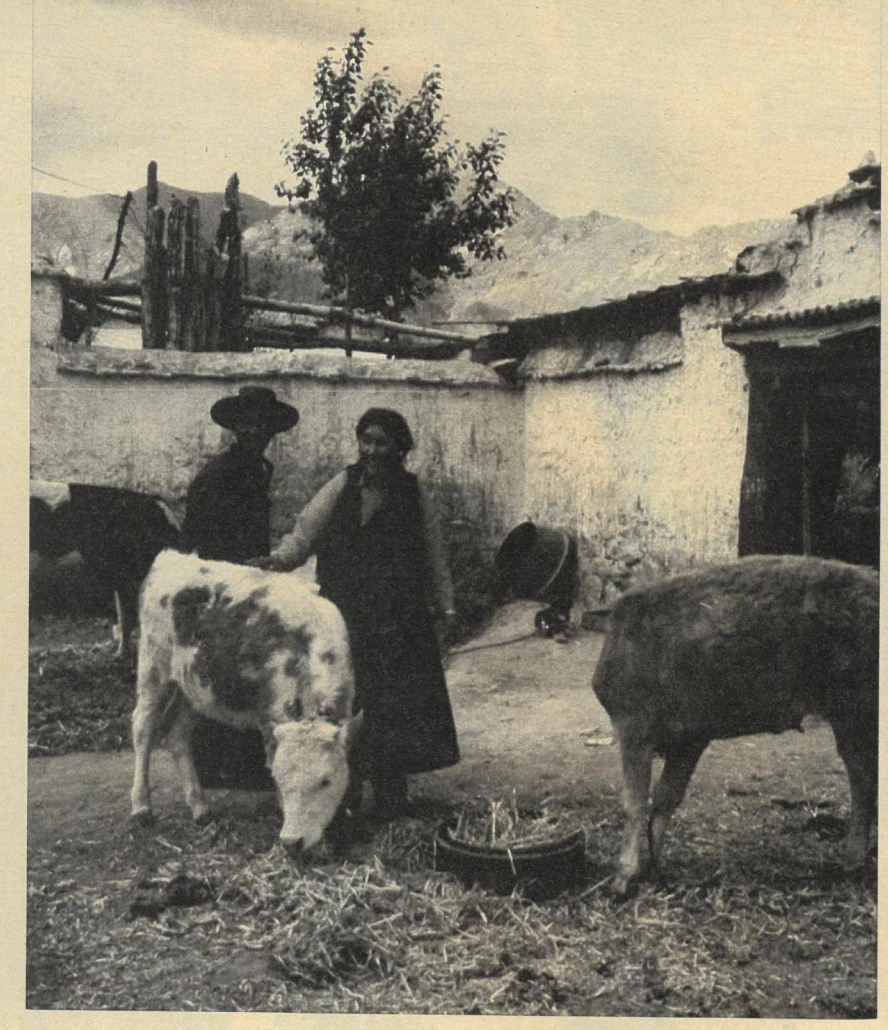
Yak-Fleisch bietet Gamadodji auf dem Markt zu Preisen an, wie sie sich aus Angebot und Nachfrage ergeben. Da er zudem noch ein geschäftstüchtiger Mann ist, bessert er seine Betriebskasse als Zwischenhändler auf: Er kauft Kupferkrüge auf und verkauft sie weiter. Die Lhasaer Behörden sehen solcherart Initiativen gern, weil sie sich von engagiertem Unternehmungsgeist eine Belebung des örtlichen Marktes versprechen. Gama-

Vor dem Kloster Drepung: Eng sind die Gassen im alten Teil von Lhasa

dodji ist inzwischen ein reicher Bauer, von denen es hier noch nicht allzuviele gibt. Auf mehr als 10 000 Yuan im Jahr belaufen sich seine Einnahmen. Das Haus, in dem er jetzt wohnt, ist ihm schon zu klein geworden. Ein neues hat er sich bauen lassen für 42 000 Yuan; noch 8100 Yuan Schulden hat er beim Staat, den Kredit hat er ohne Zinsen erhalten.
Als wir uns von Familie Gamadodji verabschieden, zeigt sie uns ihre Yak-Herde. Ich kann meine Enttäuschung kaum verbergen. Statt der zotteligen, krummhörnigen Bilderbuch-Yaks sehe ich braune und schwarz-weiß gefleckte Rinder. Gamadodji besitzt Tiere, die Ergebnis moderner Zuchtfolge sind. Durch die Kreuzung heimischer Yaks mit Edelrassen aus Peking züchtete man Tiere, die widerstandsfähiger sind und dann auch mehr Milch geben. Aber auch diese neue Art nennen die Einheimischen Yak, denn in ihrer Sprache gibt es bis jetzt noch kein modernes Wort für diese Tibet-Rinder.

Persönliche Verantwortung fördern

Der Stellvertretende Vorsitzende der Provinzregierung Tibets, Pu Chiong, ein Tibeter, erläutert uns die Reformen der Landwirtschaftspolitik und das Prinzip der individuellen Viehhaltung. „Im Vergleich zu anderen Gebieten Chinas ist Tibet völlig unterentwickelt", sagt Genosse Pu Chiong. „Agrarproduktion und Viehzucht bleiben Hauptgebiete unserer Volkswirtschaft. Eine gute Versorgung unserer Bevölkerung ist die wichtigste Aufgabe. Deshalb unterstützen wir die einzelbäuerlichen Betriebe und die auf privater Grundlage entstandenen landwirtschaftlichen Vereinigungen. Wirtschaft und Warenproduktion sollen sich zielstrebig entwickeln. Zur Belebung unseres Marktes wurden landwirtschaftliche Pflichtabgaben und staatlicher Aufkauf abgeschafft. Bis 1990 werden von den Bauern keinerlei Steuern gefordert. Wer sich zum Beispiel auf Viehzucht spezialisieren wollte, erhielt vom Staat Vieh, mußte sich allerdings verpflichten, die Verantwortung für Pflege und Zucht, für Gewinn oder Verlust zu übernehmen. Wir wollen auf diese Weise persönliche Verantwortung, Engagement, Entscheidungsfreude und Unternehmungsgeist fördern. Dadurch tragen wir auch dazu bei, daß die Tibeter, die ja erst eine kurze Wegstrecke aus der Leibeigenschaft in unsere Zeit zurückgelegt haben, sich zu selbstbewußten Menschen entwickeln." Und der Vizepremier erinnert daran, daß die Bauern nicht auf die Arbeit in den Volkskommunen, auf die gemeinsame Bewirtschaftung des Bodens und die kollektive Viehhaltung vorbereitet waren. Es gab keinerlei Differenzierungen bei unterschiedlichen Arbeitsleistungen. Die Gleichmacherei dämpfte den Arbeitselan, das Prinzip „Jedem nach seiner Leistung" wurde untergraben. „Kollektives Wirtschaften aber", so betonte Genosse Pu Chiong, „setzt kluge Bauern sowie einen bestimmten Entwicklungsstand der Produktivkräfte voraus." Man kann eben den zweiten Schritt doch nicht vor dem ersten tun.
Die Ergebnisse der seit 1980 praktizierten Landwirtschaftspolitik in Tibet sprechen für sich. Die Erträge stiegen, und die Bauern konnten ihre durchschnittlichen Einnahmen von 182 Yuan (1980) auf 352 Yuan (1985) erhöhen.



Vor ihrem Gehöft: Familie Gamadodji mit ihren Tibet-Rindern.

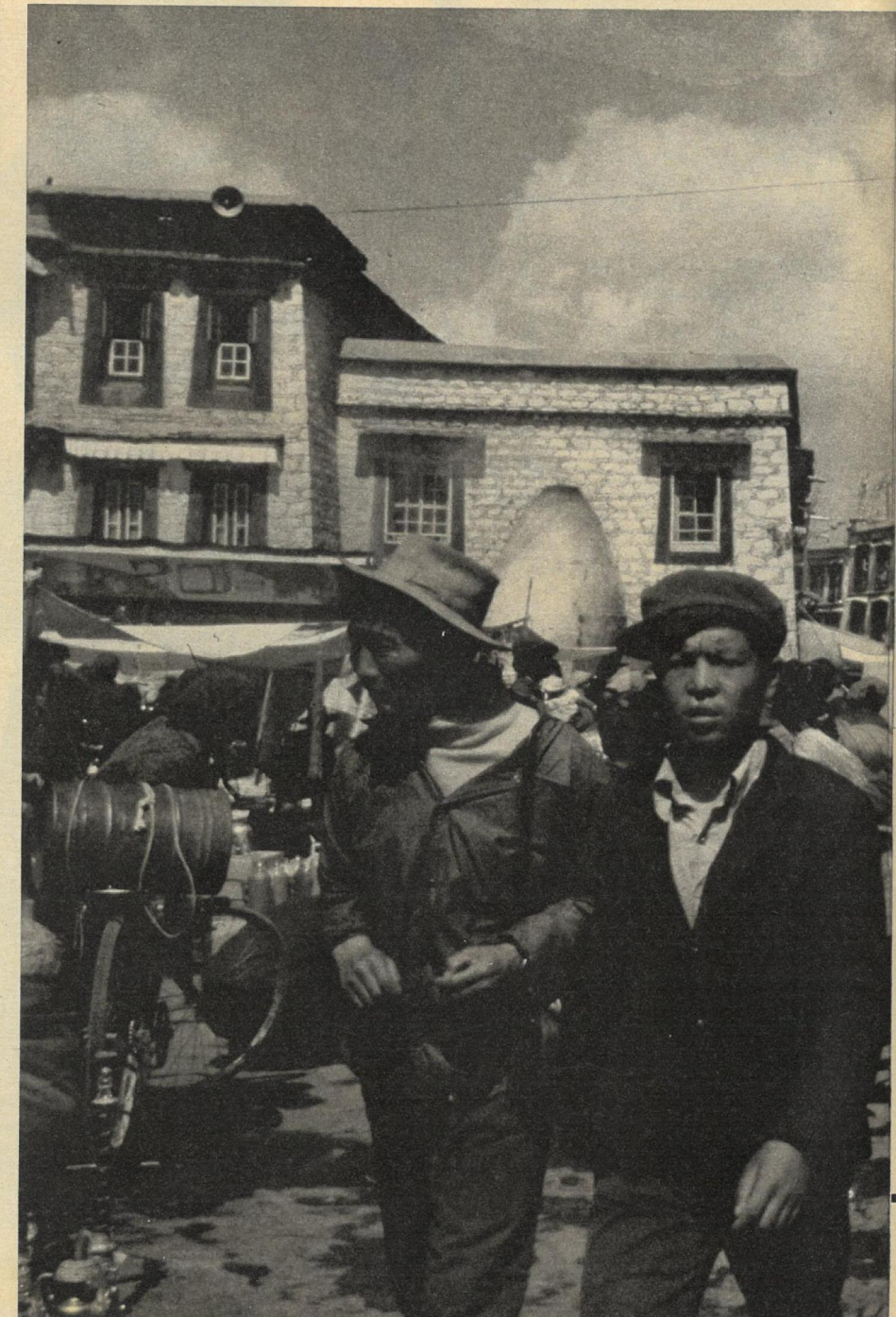
Ein Sonderprogramm

Schon in der Staatlichen Kommission für Nationalitätenfragen in Peking hatte man uns darauf hingewiesen, daß sich das Sekretariat des ZK der KP Chinas in den letzten Jahren zweimal (1980 und 1984) mit der raschen Entwicklung des Autonomen Gebiets Tibet beschäftigte. Sonderregelungen (zum Beispiel Steuerbefreiung für die Bauern bis 1990) sollten dabei entscheidende Impulse geben, um spürbare Fortschritte für jeden zu erreichen. Zu den speziellen Maßnahmen gehören auch 43 Bauprojekte, die – vom autonomen Gebiet finanziert – von Gesellschaften anderer Provinzen und Städte Chinas schlüsselfertig übergeben werden. Dazu zählen ein Erdwärme-Kraftwerk in Yangbajain, eine Solarstation in Xigaze, eine Futtermittelstation, eine Granitverarbeitungsfabrik, Krankenstationen in den Bezirken Zetang, Xigaze und Nagqu, Kanalisationsanlagen in der Hauptstadt, der Bau von Tankstellen auf der 2100 Kilometer langen Straße von Xining nach Lhasa.

Die Mehrzahl dieser Objekte wurde bereits im vergangenen Jahr, zum zwanzigsten Jahrestag der Gründung des Autonomen Gebiets Tibet, übergeben. Einige davon konnten wir sehen. Am Sportpalast drängten sich die Zuschauer, um ein Volleyballspiel mitzuerleben, durch die Pforten der Universität, der ersten Hochschule Tibets, schoben sich Studenten, und im modernen Theater wurden wir beeindruckt von einem fremdartigschönen Gesangs- und Tanzspiel nationaler Folklore.

„Besitzer des Donnerkeils"

Zu den eindrucksvollsten Bauten von Lhasa zählt auch für mich das Kloster Drepung, das sich dicht an die Berge schmiegt. Auf dem Weg dorthin begegnen uns Pilger, Familien mit Kindern und Großväter und -mütter, von kräftigen Enkeln gestützt. Die einen drehen Gebetsmühlen, andere lassen den Rosenkranz durch die Finger gleiten, viele murmeln und wiederholen immer wieder: Om mani padme hum! „O du Kleinod im Lotos!" (Oft wird Buddha sitzend in einer Lotosblume, dem Symbol göttlichen Ursprungs, dargestellt.)
In Schalen bringen die Gläubigen Yakbutter herbei, um sie in die gro-



ßen Opferschalen zu gießen, von den Göttern Vergebung für ihre Sünden erhoffend. Der schwere Duft schwelender Weihrauchstäbchen und der Rauch ranziger Butter nehmen uns fast den Atem. In den Händen der Buddha-Statuen, und davon gibt es hier viele, stekken Geldscheine – Spenden der Pilger. Die Mehrzahl der Tibeter ist gläubig. In ihren Gebeten bitten sie Buddha um soziale Sicherheit, Wohlstand und natürlich auch um eine gute Ernte.

Das Drepung-Kloster zählt zu den ältesten Kultstätten des Buddhismus. Seine tibetanische Form – Lamaismus – erhielt er dadurch, daß im Laufe der Jahrhunderte die Lehren vom Gott Buddha mit den magischen Riten der Nomadenvölker verbunden wurden. Nach der Theologie des Lamaismus existieren Wesen auf der Welt, die so heilig und weise sind, daß sie nach dem Tode in einem anderen Körper wiederkehren (Reinkarnation). Der Dalai Lama und der Pantschen Lama sind zwei solcher unsterblichen Erscheinungen. Neben der geistlichen erhielten sie auch weltliche Macht, was der vollständige Titel des mächtigen V. Dalai Lama deutlich macht: „König der Gesetze im westlichen Land des Buddha, geistiger Herr auf Erden, Allwissender, Besitzer des Donnerkeils auf Anordnung des Kaisers."

Während unseres Aufenthalts in Tibet erfuhren wir, daß in Peking erstmals eine Sammlung von Biographien aller 14 Dalai Lamas verlegt wurde. Wie der Herausgeber erklärte, soll damit verfälschenden westlichen Darstellungen entgegengetreten werden. Historische Materialien bewiesen, daß Tibet spätestens seit der Yuan-Dynastie (1271–1368) ein Teil Chinas sei.

Ein „Lebender Buddha"

Nicht weit vom Drepung-Kloster entfernt hat das Buddhistische Institut Tibets seinen Sitz. Es wurde vor zwei Jahren von der Buddhistenvereinigung Chinas, dessen Ehrenvorsitzender der Pantschen Lama ist, und dem Büro für Religiöse Angelegenheiten des autonomen Gebietes gegründet. Der Leiter ist Dr. Diambaloze. Mit acht Jahren wurde er als „Lebender Buddha" erkannt und bestätigt. Im Kloster Gandan studierte er die Sutren und die Kommentare der buddhistischen Schriften und strebte nach Selbstvervollkommnung, ehe er nach dreißig Jahren als Geshe (Doktor) den gelben Doktorhut erhielt.

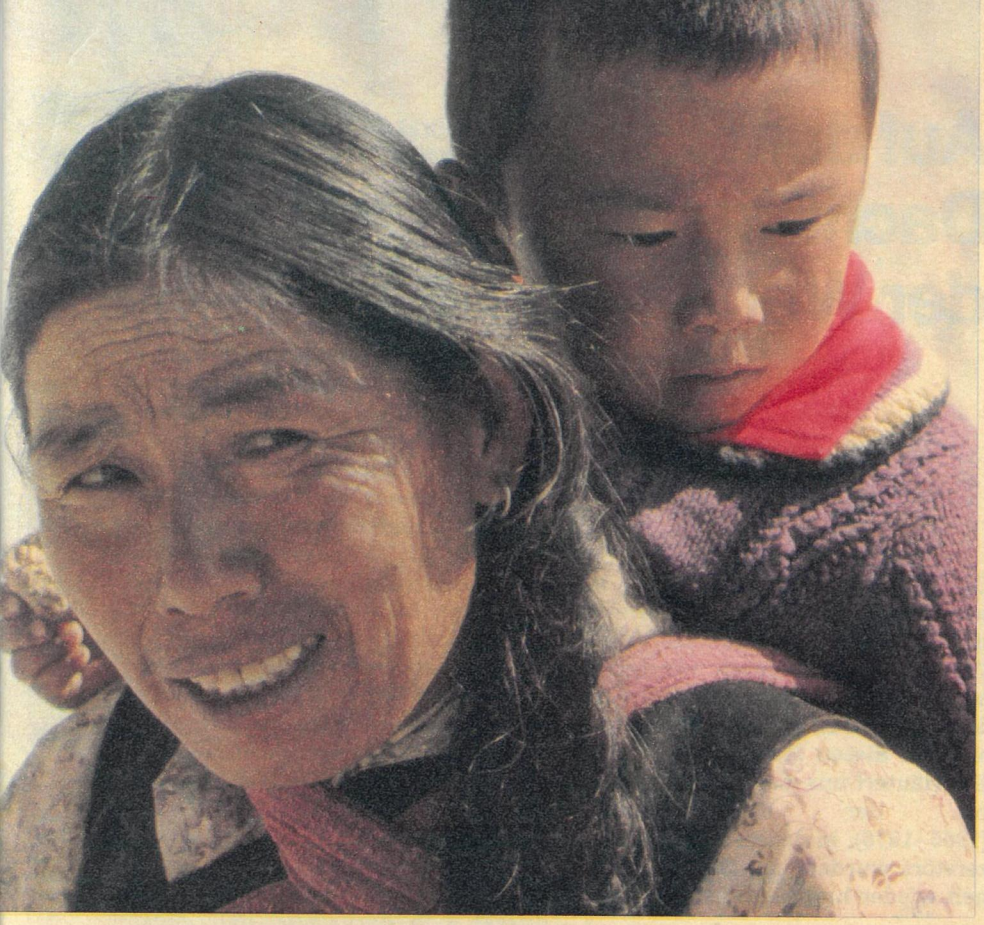
Auf dem Dach der Welt

Dr. Diambaloze empfängt uns in seinem Gebetszimmer. Während sich der 68jährige Mann auf einen Teppich hockt, werden wir gebeten, auf dem schwarzen Kunstledersofa Platz zu nehmen, das so gar nicht in diesen Raum passen will. Er erläutert uns, daß nach den Jahren der Kulturrevolution (1966–1976), in denen auch Klöster zerstört wurden, die Glaubensfreiheit wieder hergestellt ist.

Sein Institut hat die Aufgabe, die Lehre Buddhas weiterzuvermitteln. In zehn Jahren erhalten die Zöglinge eine Ausbildung in den Fächern lamaistische Philosophie, buddhistische Schriften, Tibetisch. Chinesisch und Englisch sollen in Kürze hinzukommen. 120 Studenten lernen gegenwärtig in sechs Klassen hier, sie sind im Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren. „Nach Abschluß des Studiums", sagt der „Lebende Buddha", „können die Lamas in Klöster gehen, sich mit Religions- und Geschichtswissenschaft befassen oder beim nationalen Denkmalschutz arbeiten. Unser Institut erhält finanzielle Unterstützung sowohl von der Zentralregierung wie von den örtlichen Behörden." Seit 1980 stellte der chinesische Staat fünfunddreißig Millionen Yuan zum Wiederaufbau baufälliger oder zerstörter Klöster zur Verfügung.

Die Bereitschaft zur Mitarbeit der Lamaisten am Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft in Tibet drückt sich darin aus, daß etwa achthundert geistliche Würdenträger auf verschiedenen staatlichen Ebenen mitarbeiten. So ist der Pantschen Lama als Vizevorsitzender des Ständigen Ausschusses des Nationalen Volkskongresses Chi-

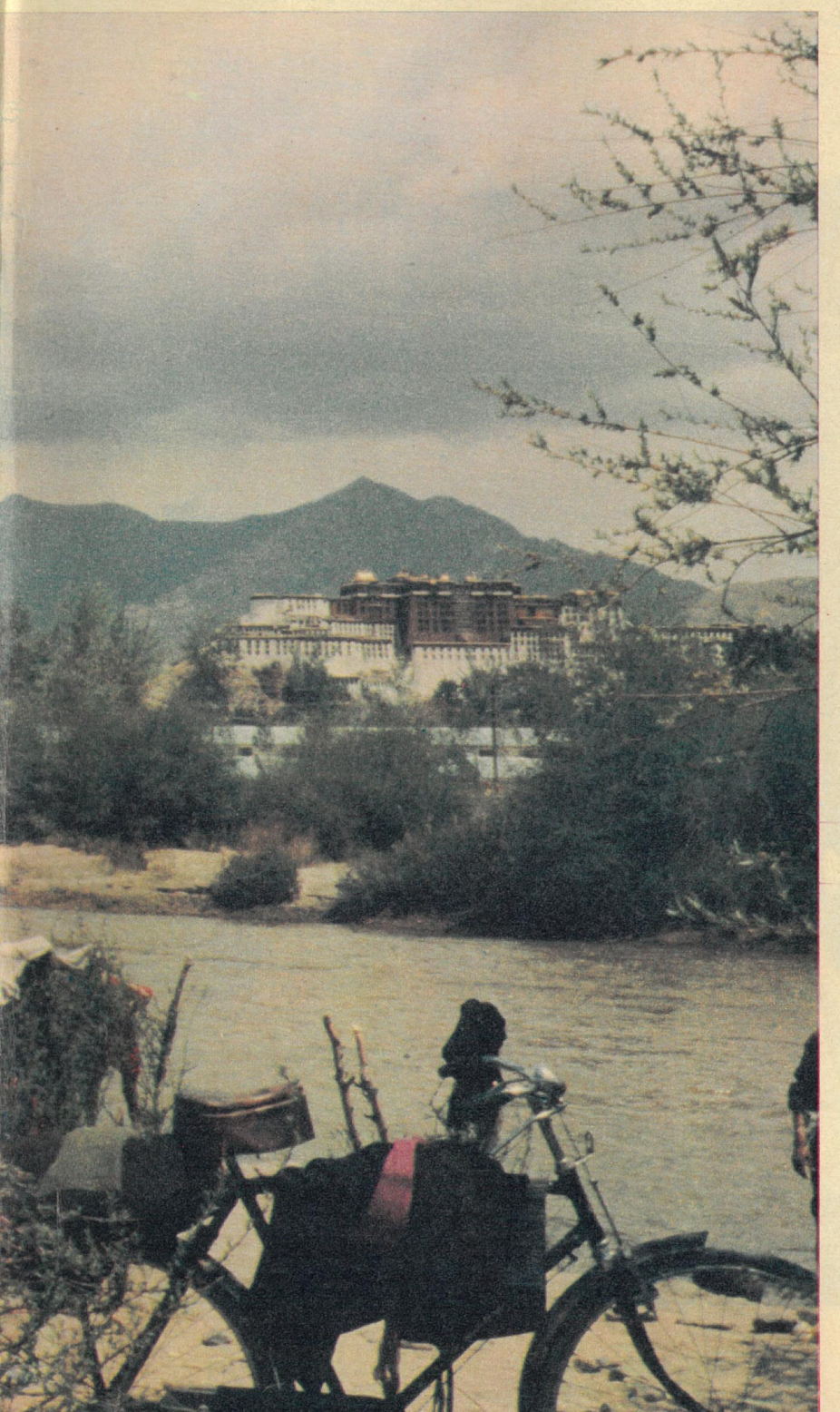
Jeden Tag ist Markttag auf dem Parkhor, dem Hauptgeschäftszentrum: Er bildet zugleich den zweiten heiligen Ring um den Jokhang-Tempel, der jetzt restauriert wird.



Auf dem Dach der Welt

nas, der höchsten Volksvertretung des Landes, tätig.
Dieses Klima der Zusammenarbeit schafft auch Voraussetzungen dafür, so übereinstimmend der Stellvertretende Vorsitzende der Gebietsregierung wie der „Lebende Buddha", daß der Dalai Lama aus dem Exil zurückkehren kann. „Er wird die gleiche politische Behandlung erfahren und die gleichen Lebensbedingungen genießen wie vor seiner Flucht", sagt Dr. Diambaloze. Wenn er in seinen Norbulinka, den Sommerpalast, wieder einzöge, würde er alles so vorfinden wie vor siebenundzwanzig Jahren. In seinen Privaträumen sahen wir peinlichste Sauberkeit und Ordnung. Selbst sein Bett war frisch bezogen.

Pilger auf dem Wege zum Potala-Palast: An Sonntagen ziehen die Familien an den Kyitschu-Fluß und waschen ihre Kleider und Teppiche.



„... keine leichten Lasten“

Die Gegensätze bleiben gegenwärtig: blakende Öllampen in dunklen Klöstern und belebende Frische im neuerbauten Theater; Buddhisten mit Gebetsmühlen auf dem Weg zum Potala-Palast und gegenüber auf dem „Eisenberg“ eine Satellitenempfangsstation; feilschende Händler auf dem Parkhor – der Hauptgeschäftsstraße – und bei Lhasa eine Solarenergiestation. Tibet – ein Stück Gestern, ein Stück Heute, ein Stück Morgen. „Tibet“, sagen die Chinesen, „heißt bei uns westliches Land der verborgenen unermeßlichen Schätze.“ Es ist reich an Chrom, Eisen, Kupfer, Blei, Zink, Borax, Salz und Gips. Ein Land kraftbergender Ströme.

Wir scheiden von Lhasa mit der Zuversicht, daß Tibet weiter im wirtschaftlichen Aufwind bleibt. Und ein Mitreisender aus dem alten Europa erinnert an ein altes chinesisches Sprichwort: „Auf einem weiten Weg gibt es keine leichten Lasten.“

FREIE WELT dankt dem Allchinesischen Journalistenverband, der diese Reise ermöglichte.

● Wörtlich

Alle Menschen guten Willens streben nach Frieden, nicht aber nach Konfrontation, sie trachten nach der Reduzierung des Wettrüstens ... Ein nuklearer Winter würde mit der menschlichen Zivilisation, mit der Menschheit Schluß machen und wir Amerikaner erkennen das genauso deutlich wie die Russen.

Mark Field, USA
Professor an der
Universität Boston

● Kurz berichtet

Ein Dreipersonenhaus, das an nur einem Tag errichtet werden kann, gehört zu den Anziehungspunkten auf einer Schau mobiler Baustelleneinrichtungen in Moskau. Das System „Modul" ermöglicht in einer Woche den Bau einer ganzen Siedlung.

Um die wachsende Zahl der Wasserunfälle zu stoppen, wird am Balaton der moderne, ferngesteuerte Wetterdienst weiter ausgebaut. Das allererste Warnsystem – farbige Raketen und Wetterkorb auf den Molen – war am größten ungarischen See 1934 eingeführt worden.

Erstmals wurde in 3000 Meter Höhe im Pamir eine Hochgebirgsplantage angelegt. Damit sollen in diesem Gebiet der Sowjetunion die Vegetationsgrenzen für Obstkulturen erweitert werden.

Im Taschkenter Verlag für Literatur und Kunst „Guljam" erschien jetzt das satirische Versepos „Deutschland – ein Wintermärchen" von Heinrich Heine in usbekischer Sprache. Insgesamt wurde in den letzten Jahren von verschiedenen Taschkenter Verlagen eine große Anzahl von Romanen, Erzählungen, Dichtungen der deutschen Klassiker, wie Goethes „Faust" und Schillers „Kabale und Liebe", herausgegeben.

Im Museum von Česká Lípa ist bis Ende September eine Ausstellung „Porzellan und Keramik" zu sehen. Die gezeigten Gegenstände veranschaulichen die Ausstattung nordböhmischer Bürgerhäuser und Salons im 19. Jahrhundert.

In Afghanistan entstanden bzw. entstehen über 200 volkswirtschaftliche Objekte. Bereits 75 Prozent der Industrieproduktion des Landes werden in Betrieben realisiert, die in afghanisch-sowjetischer Zusammenarbeit gebaut wurden.

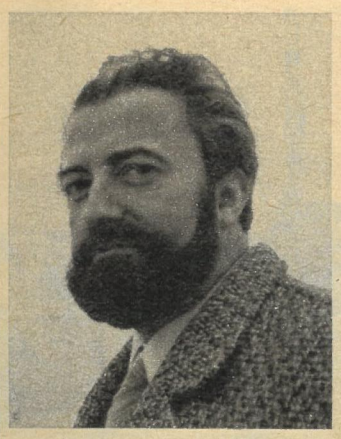
Foto: Volker Hohlfeld

Nach dem X. Parteitag der PVAP:

Wortmeldung aus Łódź

Als unmittelbarer Beobachter des X. Parteitages der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei in Warschau sind mir die Worte von Elzbieta Wojcikowska-Ociepa, 1. Sekretär des Parteikomitees von Łódź-Baloty (Foto: Neubauten in Łódź), einem Stadtteil dieser Industriemetropole, besonders nachhaltig haften geblieben. Das liegt vielleicht einfach am Gegenstand ihrer Rede, der viele Polen heute bewegt: dem notwendigen, deutlichen Aufschwung des Wohnungsbaus im kommenden Jahrfünft. Elzbieta Wojcikowska-Ociepa hatte dazu auf dem höchsten Forum ihrer Partei erklärt: „Wollen wir die Aufgaben des sozialistischen Polen der Zukunft meistern, müssen wir das Wohnungsproblem energisch lösen. Nur so können die arbeitenden Menschen deutlich erkennen, daß die Partei es ernst meint mit der weiteren Verbesserung des Lebensniveaus." Sie beantwortete selbst die von ihr gestellte Frage, was sie, die Parteiorganisationen, tun müssen, um schneller voranzukommen, um das vom Parteitag beschlossene Ziel, in den nächsten fünf Jahren über eine Million Wohnungen zu bauen, erfüllen und übererfüllen zu können. So sollen Bedingungen für die Übergabe von jährlich 300 000 Wohnungen geschaffen werden. Das bedeutet konkret, den Verbrauch von Zement und Glas, der in einigen Betrieben bis zu 50 Prozent über der Norm liegt, je Wohnungseinheit drastisch zu senken. In den Direktiven zum Parteitag für die kommenden fünf Jahre wird weiter betont, daß es darauf ankomme, die Bauzeiten je Wohnung zu reduzieren. Und wir müssen, erklärte Elzbieta Wojcikowska, unser vorhandenes Arbeitskräftepotential wesentlich effektiver einsetzen. Hier liegen entscheidende Reserven zu höherer Wirtschaftlichkeit. Fakten sprechen eine klare Sprache: In den kommenden Jahren wird die Anzahl der Bürger im arbeitsfähigen Alter langsamer ansteigen als der Anteil der Bürger im Vorschul-, Schul- und Rentenalter. „Im Grunde genommen", so steht dazu in den Thesen zum Parteitag, „wird die Entwicklung jedoch weniger von der objektiven demographischen Lage gehemmt, als vielmehr durch die nichtrationelle Nutzung der Arbeitskräfte ..." Deshalb sei es unverständlich, so die Genossin aus Łódź, wenn beispielsweise in den Baukombinaten von Konin und Szczecin mit etwa ähnlicher Struktur und ähnlichem Produktionsprofil bei gleicher Beschäftigtenzahl der Anteil der Verwaltungskräfte in dem einen Betrieb doppelt so hoch ist wie in dem anderen. Angesichts solcher Unterschiede auch in ihrer Region unterbreitete Elzbieta Wojcikowska-Ociepa im Namen ihrer Parteiorganisation den Vorschlag, daß die PVAP gerade im Bereich des Wohnungsbaus mit konkreten Aufträgen arbeiten solle, um die Arbeitsorganisation grundsätzlich zu verbessern und den Einsatz der Arbeitskräfte am Effekt zu messen. In nicht allzu ferner Zukunft sollten wir darüber sprechen, sagte sie vor den Delegierten in Warschau, wie das erfüllt wurde. So können die Werktätigen überprüfen, wie wir Wort halten, und so wird das Vertrauen in unsere Arbeit und in unsere Partei weiter wachsen.

Peter Kirschey



Stehhorn und Wühlschnauze

Auskünfte für FREIE WELT gab Veterinärrat Dozent Dr. Dietrich Altmann, Direktor des Thüringer Zooparks Erfurt.

Was macht der Yak im Hochsommer?

Das gleiche wie bei zwanzig Grad minus: Er fühlt sich wohl unter seinem Filzmantel. Hitzetage hat er ja auch in den heimatlichen Hochgebirgen. Übrigens wächst das Interesse der Landwirtschaft an dem massigen Gesellen (der nur eine „Zwergform" des riesigen, leider in Zoos noch nie gezeigten Wildyaks ist). Nicht nur in Tibet, auch im Altai macht er sich nützlich.

Womit wir beim Generalthema des Wissenschaftlers wären – der Erhaltung „altertümlicher", vergleichsweise wenig produktiver Haustierrassen. Welche Neuigkeiten gibt es auf diesem Feld?

In Warschau fand ein Symposium statt, das die FAO – die UN-Organisation für Ernährung und Landwirtschaft – gemeinsam mit der Europäischen und der Polnischen Gesellschaft für Tierzucht veranstaltete. Es ging dabei um die künftige Nutzung seltener Haustierformen. Immer neue Erkenntnisse belegen den genetischen Wert dieser lebenden Fonds. So stellte sich bei den Dürreperioden in Afrika heraus, daß allein einheimische Haustiere eine Chance zum Überleben hatten. Selbst Kreuzungen moderner Hochleistungsrassen mit den alteingewöhnten waren den Strapazen oft nicht gewachsen.

Der genetische und damit auch ökonomische Nutzen ist sicher ein zugkräftiges Argument…

Darauf sollte man sich nicht beschränken; ich hatte in Warschau mehrfach Gelegenheit, auch den kulturhistorischen Standpunkt zu vertreten. Die alten Haustiere sind nicht zuletzt Denkmale einer großen schöpferischen Leistung. Um nur ein Beispiel zu nennen: Wildschafe haben ausschließlich Schnecken- oder Sichelgehörne, aber schon vor 5000 Jahren im alten Ägypten und im Zweistromland gab es Hausschafe mit imponierenden Schraubenhörnern … Und mich peinigt der Gedanke, in entlegenen Dörfern Mittelasiens könnten die letzten stehhörnigen Ziegen (mit bis zu 1,50 m hohen Schraubenstangen) ausgemerzt werden, ehe es mir gelingt, eine Expedition dahin auf die Beine zu bringen.

Wer den Erfurter Bergzoo besucht, kann dort schon manche Seltenheit besichtigen…

…wie Zwergzebus, die im Kaukasus kaum noch gehalten werden, oder weiße Esel, Abkömmlinge eines bulgarischen Zarengestüts, oder eine Gruppe herrlicher „Tigerschecken", – superschwerer Kampf- und Prunkpferde mittelalterlicher Ritter.

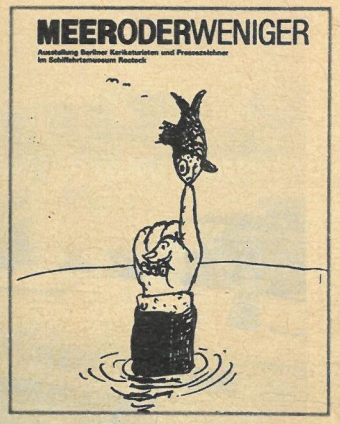
Gehen Sie auch mit Studenten in den Zoo?

Selbstverständlich. Gerade jetzt naht wieder die große Exkursion meiner Hörer von der Karl-Marx-Universität Leipzig. Studenten der Landwirtschaft aus Afrika, Lateinamerika und Südasien wie auch angehende Tropenfachleute der DDR haben Gelegenheit, sich in Erfurt mit Zebus, Wasserbüffeln, Fettschwanz- und Fettsteißschafen, langhaarigen Ziegen, Kamelen, Eseln und Maultieren vertraut zu machen.

Unter uns: Trifft es zu, daß Sie sich auch mit einem Dürer-Schwein beschäftigen?

Pst! – Dieser leichtsinnige Scherz von meiner Seite hat schon genug Wirbel ausgelöst. Tatsache ist, daß in Erfurt eine Rückzüchtung des mittelalterlichen Hausschweins heranwächst, wie es eben von Albrecht Dürer in seinem Kupferstich „Der verlorene Sohn" mit fotografischer Treue dargestellt wurde. Eine ganze Rotte, hochbeinig, mit langer Wühlschnauze und einem prachtvollen, wie modisch frisierten Borstenkamm auf dem Rücken. Naja, Dürer-Schwein, das war ein unbedachtes Wort, das ich in der Öffentlichkeit fallenließ. Seitdem muß ich mich immer wieder fragen lassen, ob man denn den Meister des Pinsels und das Borstentier in einem Atemzug nennen dürfe… Jedenfalls: Er selber würde das weniger ernst betrachtet haben; sonst hätte er die Haustiere damals nicht so liebevoll gemalt.

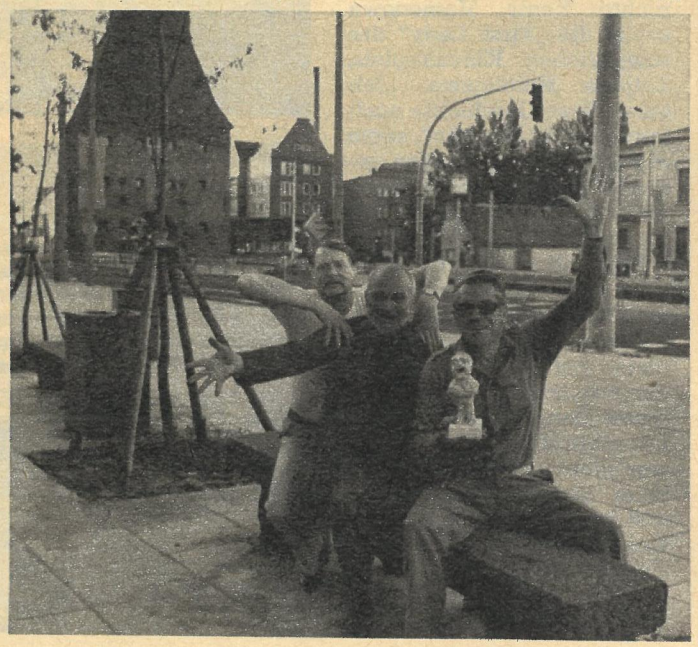
Interview: Hans Frosch



Einmal Meer und noch viel mehr!

Im Rostocker Schiffahrtsmuseum sind sie für ein paar Sommerwochen vor Anker gegangen, die Kapitäne des Humors, die in Berlin ihren Heimathafen haben: Heinz Behling, Henryk Berg, Peter Bauer, Manfred Bofinger, Heinz Jankowsky, Anneliese Dörck, Hans Joachim Eggstein, Oliver Harrington und viele andere. Kein Wunder, daß sie alle gleich Land sahen, als vor einem halben Jahr der pfiffige Direktor dieses maritimen Museums, Jörg Meyer, zu einem großen Karikaturenwettbewerb alle Mann an Deck rief. Wem fällt zum Thema Meer nichts ein? Außerdem mußte es ja nicht unbedingt Meer, es konnte ja auch weniger sein, wie der Name der Ausstellung einräumt. Und so fanden sich alle, alle ein, der Angler und der Admiral, die Seeemannsbraut und der Klabautermann, der Pirat und der Urlauber '86. Und natürlich das Meer. Sechs Preise haben der Verband Bildender Künstler und das Schiffahrtsmuseum vergeben. Peter Bause und Heinz Behling faßten am herzhaftesten zu. Das Kunstwerk des letztgenannten Altmeisters imponierte mir besonders: Ein weißes Blatt, ein horizontaler Strich. Darunter: Das Meer. Aus. Die Ausstellung wurde am Freitag, dem 13., eröffnet. „Das ist nämlich", so erzählte mir Behling, „der Tag des Künstlers." Sie haben ihn sich selbst geschaffen, die Berliner Karikaturisten, weil's nämlich noch keinen Ehrentag für die Jünger des Humors gibt. Gefeiert wird dieser Tag immer, wenn der 13. auf einen Freitag fällt. Dieses Jahr war's nur einmal, 1987 aber wird man aus der Euphorie schier nicht mehr herauskommen: Im Februar, März und September. Da wird auch der Eddi verliehen. Eine von der Illustratorin Anneliese Dörck gestaltete zwergengroße feuerschopfige Figur – haargenau ihrem Namensgeber, dem Schauspieler, Sänger, Kabarettisten Edgar Kühlow – nachempfunden, der auch vor 5 Jahren der 1. Eddi-Preisträger war. Inzwischen sind andere Künstler zu Ehren gekommen. So Jürgen Kieser, Heinz Kahlow, Oliver Harrington, Peter Bause. Diesmal holte sich Alfred Quiling die Trophäe. Er war der letzte Sänger auf der „Völkerfreundschaft", ehe sie außer Dienst gestellt wurde. Aber nicht als profilierter Konzertsänger erhielt er den begehrten Eddi, sondern – weil er zweistimmig pfeifen kann! Eine Kunst, mit der nur wenige Erdenbürger begnadet sind, sagt Quiling. Den Eddi können Sie nur hier auf dem Foto mit dem Original (Edgar Kühlow links) und dem Preisträger '86 (rechts) sehen (Bildmitte: Heinz Behling). Die Ausstellung „Meer oder weniger" können Sie andauernd besuchen, wenn sie in Rostock vorbeikommen. In wenigen Wochen geht sie auch in andere Ostseebäder. Spaß für jeden Beschauer ist garantiert – für den einen Meer, für den anderen weniger!

Karin Kopp



Treffpunkt Altstadt

Will der eingefleischte Prager Knödel-Liebhaber und Staropramen-Verehrer einmal eine kulinarische Abwechslung, oder plagt den Touristen aus Moskau das Heimweh, findet er mitten in der Altstadt der Moldau-Metropole gastliche Gelegenheit dazu. An der Ecke Rystířská/Železná wurde vor 15 Jahren das Haus der sowjetischen Kultur und Technik eröffnet und mit ihm freundlicherweise auch die Gaststätte „Berjozka" (Birke) sowie ein Geschäft mit dem schönen Namen „Tschaika" (Möwe). Obwohl „Berjozka" nicht die Traditionen aufweisen kann wie andere Prager Gasthäuser, deren Geschichte bis ins 15. Jahrhundert zurückreicht, hat sich dieses Restaurant durchaus einen Namen gemacht. Häufig trifft der Gast in den gemütlichen Räumen auf Hochzeitsgesellschaften, feiern frischgebackene Doktoren ihren Titel, verabreden sich Freunde hier. Gründe für die Anziehungskraft des „Berjozka" sind in erster Linie die angenehme Atmosphäre, die vorzügliche Bedienung und nicht zuletzt die kulinarischen Spezialitäten aus den verschiedensten Gebieten der Sowjetunion. Köche und Kellner, die nicht selten ihre Fachkenntnisse in Moskau angereichert haben, garantieren eine sachkundige Beratung der Gäste wie auch originalgetreue Zubereitung der Nationalitätengerichte.

Zum Restaurant „Berjozka" gehört auch der gleichnamige Verkaufsstand ganz in der Nähe am Altstädter Ring. Hier kann der Kunde insbesondere zwischen russischen Fleisch-, Quark- und Mohnpiroggen wählen, von denen täglich etwa 3500 Stück verkauft werden. Wer sich auf diese Weise gestärkt hat, kann nebenan im Spezialgeschäft „Tschaika" Industrieerzeugnisse aus den einzelnen Sowjetrepubliken erstehen. In den 15 Jahren seit der Einrichtung der Verkaufsstelle wurden hier Waren mit einem Wert von mehr als einer Milliarde Kronen umgesetzt. Ein breites Angebot von sowjetischen Souvenirs, Porzellan, Fotoapparaten, Fotozubehör, Kofferfernsehern, steht dem interessierten Käufer zur Auswahl. Bislang letzter Clou des Hauses war die anläßlich des Jubiläums durchgeführte Verkaufsausstellung von Neuentwicklungen der Konsumgüterindustrie aus dem befreundeten Land.

Manfred Czerrana

Appassionata heiß in Eis

Der große Auftritt Alexej Sultanows stand erst noch bevor, und nun dieses Malheur! Am Abend des 11. Juni probte der sechzehnjährige pianistische Wunderknabe aus Taschkent Beethovens Appassionata, mit der er sich in der ersten Runde des Tschaikowski-Wettbewerbs 1986 vorzustellen hatte. Da stieß er unversehens an die Abstützung des Steinway-Deckels, und dieser fiel ihm auf die rechte Hand. Die Angst, nun nicht spielen zu können, war noch größer als der stechende Schmerz. Der ärztlichen Diagnose folgte eine Gipsmanschette. Und da saß Aljoscha nun auf dem Bett seines Hotelzimmers, sah im Fernsehen die ersten seiner Konkurrenten spielen und hörte seine Mutter sagen: „Sei unbesorgt, du bist erst sechzehn und in vier Jahren bestimmt wieder dabei." Professor Naumow vom Moskauer Konservatorium war noch viel optimistischer als die Mama. Obwohl er sich vorstellen konnte, wie in Gips gehüllt alles abstirbt, was man zum Klavierspiel braucht, bewegte er Aljoscha zu üben: „Erstens wirst du bestimmt spielen, zweitens hast du mit Platzziffer 43 noch zwei Tage Zeit, drittens gibt es auch Klavierwerke für die linke Hand. Also setze dich hin und übe. Nur eben die Appassionata, die kannst du s o nicht spielen." Also setzte sich Aljoscha ans Klavier und übte, so gut es ging, Skrjabin- und Chopinsonaten sowie Etüden von Rachmanow. Der Aufforderung des Professors, etwas lässiger, zarter und nicht so „grausam hart" in die Tasten zu greifen, entgegnete Sultanow: „Mir ist, als müßte ich mit der linken Hand auch noch die rechte ersetzen." Da kam ein Sportarzt namens Snasin des Weges. In der Behandlung von verletzten Fußballern und Hokkeyspielern erfahren, kamen er und seine Mitstreiter „nach Art des Hauses" auf eine glänzende Idee. An Aljoschas Auftrittstag stand er mit einem Chloräthyl-Sprayer bewaffnet hinter den Kulissen und schickte seinen Patienten mit den Worten auf die Bühne: „Wenn du mit der vereisten Hand die Appassionata zu Ende spielst, spielst du auch alles andere zu Ende." Der Knabe machte Beethovens f-moll-Sonate zu einem musikalischen Ereignis. Wie ein Mann erhob sich das Publikum von den Plätzen, auch Tschaikowskis Großnichte Xenia Mamonowa sowie die „First Lady" des sowjetischen Klavierspiels, Tatjana Nikolajewa. „Ich kann diese Geschichte noch immer nicht glauben", sagte ein Jurymitglied, „aber gespielt hat dieser Bursche wie ein junger Gott." Und als sich der Beifallssturm gelegt hatte, bekannte Aljoscha mehr sich selbst gegenüber: „Ich konnte doch Mutter und meine Lehrer nicht enttäuschen." Nach der zweiten Runde ist Sultanow dann ausgeschieden. Die malträtierte Hand allein war nicht der Grund. Aber beim nächsten Mal ist er erst zwanzig, dann wird er womöglich schon zu den Preisträgern gehören.

Hans Richard Vollbrecht

Brunnenstadt

Václav Práchners 1812 gebauter Empire-Brunnen sprudelt im Wallgarten des Clam-Gallas-Palastes. Rund 350 Brunnen stehen in Prag unter Denkmalsschutz.

Rumbabeine

Erst im vorigen Jahr gegründet, wurde das Mädchenensemble für lateinamerikanische Tänze des Landkreises Warschau bereits Preisträger. Es gefiel beim diesjährigen Laienkunstfestival der Produktionsgenossenschaften.

Testfall

Unfallgeschehen im Budapester Alltag: Am Kai der Donau hat sich der Fahrer eines Lastkraftwagens versteuert. Die Hinterachse war weggerutscht. Bei den Bergungsarbeiten gab es Verletzte. Die Schnelle Medizinische Hilfe setzt ihr neuestes Fahrzeug ein: einen in unserer Republik gebauten Ambulanzwagen – einen modifizierten Barkas. Das mit vergrößertem Innenraum und höherem Gerätekomfort ausgestattete Rettungsfahrzeug wird gegenwärtig vom Ungarischen Roten Kreuz getestet.

Bautempo

Nicht nur in Bukarest, wo ein neues, großzügiges Stadtzentrum entsteht und eine weitere Metrolinie wächst, bestimmen die Bauleute das Geschehen. Im gesamten Land wird viel gebaut. Alle drei Minuten – so die rumänische Statistik – zieht gegenwärtig eine Familie in eine Neubauwohnung ein, so zum Beispiel auch in Braila (unser Foto), einer Kreisstadt im Osten Rumäniens.

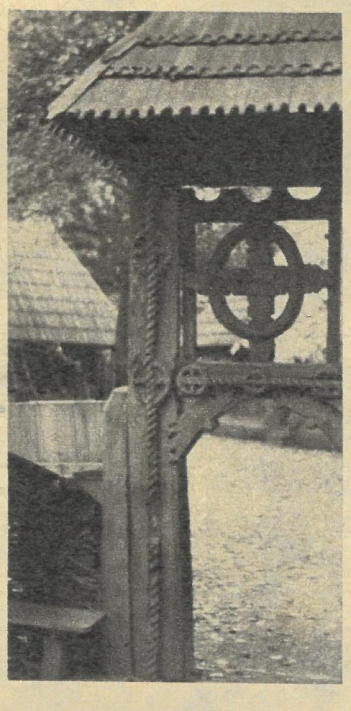
Ich habe den Krieg erlebt

In diesen Tagen trafen sich in Berlin die Akademiepräsidenten der sozialistischen Länder zu ihrer 3. Beratung (nach 1977 in Moskau und 1981 in Sofia). Außer Problemen der engeren Verbindung von Wissenschaft und Produktion verständigten sie sich auch über Themen der Abrüstung und gaben einmütig ihr Votum einem Appell „An die Wissenschaftler der Welt", der die Gelehrten aufruft, ihre Verantwortung für die wichtigste Aufgabe der Gegenwart – die Sicherung des Friedens – wahrzunehmen. Ivan Berend, Präsident der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (Fachgebiet: Ungarische Wirtschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts) sagte zu FREIE WELT: „Ich habe den Krieg erlebt. Der erste Tote, den ich in meinem Leben gesehen habe, war ein Mann, mit Schutt bedeckt, den ich aus den Ruinen eines bombardierten Hauses geborgen habe. Der erste Tote aus meiner Verwandtschaft war mein Bruder. Ich habe die Jahrzehnte des heroischen Kampfes für die Überwindung der Rückständigkeit Ungarns nach dem Kriege mitgestaltet. Mir sind die Schwierigkeiten bei dem Erwerb einer eigenen Wohnung, ihrer guten Ausstattung genauso gut bekannt wie die des Aufbaus eines zivilisierten Lebens, der Verbreitung der Kultur und der Schaffung der Bedingungen für einen Hochschulunterricht, der nicht mehr einer bürgerlichen Elite dient. Auch meine eigene wissenschaftliche Tätigkeit ist mit der Erforschung dieser Prozesse verbunden: mit der Untersuchung des historischen Weges und der wirtschaftlichen Entwicklung der Industrialisierung, der Suche nach Möglichkeiten zur Überwindung der Rückständigkeit. Diese Probleme konnten viele Menschen in der Welt noch nicht lösen. Das wichtigste Hemmnis hierfür besteht in der Aufrüstung, die bis zum Unsinn gesteigert wird und sogar auf den Kosmos ausgedehnt werden soll. Die für die Rüstung verschwendeten Mittel sollten vielmehr für den Fortschritt der Menschheit verwendet werden. Wir müssen unser Bestes tun, um nicht wieder Kriegstote zu beklagen. Wir wollen nicht, daß die Existenz der Menschheit gefährdet wird. Wir müssen Stellung nehmen gegen den Rüstungswettlauf."

Halbjahrhundert am Parksee

Der Klang von Violine und Panflöte schwebt über Bäumen und Gehöften, silbern perlen die Saiten des Cymbal... Mit Trachtenfesten, Konzerten von Chören und Volksmusikanten feiert Bukarest das fünfzigste Gründungsjahr seines weltberühmten Freiluftmuseums, des heutigen Museums des Dorfes und der rumänischen Volkskunst. Den Grundstock zur Sammlung legte der Soziologe und Philosoph Dimitrie Gusti (1880–1955); nach seinen Richtlinien untersuchten Forschungsgruppen die Formen der Lebensweise und Berufstätigkeit, Zeugnisse von Architektur und künstlerischer Tradition in mehr als vierzig Dörfern Vorkriegsrumäniens. Danach wurden einige ausgewählt schöne und typische Bauernhäuser verschiedener Regionen in Einzelteile zerlegt und am Ufer des Bukarester Herästräusees, eines Parkgewässers am damaligen Stadtrand, von dörflichen Handwerkern wiedererrichtet. 1936 konnte eine ständige volkskundliche Ausstellung eröffnet werden... Der entscheidende Aufschwung begann unter der Volksmacht. Neue Gehöfte, hölzerne Kirchen, Mühlen, Werkstätten wurden aufgestellt; bleibende Verdienste erwarb sich der langjährige Direktor Gheorghe Focşa durch die systematische Sammlung authentischer Einrichtungsgegenstände. So können die – jährlich mehr als 300 000 – Besucher in jeder Stube nicht nur die zugehörigen Möbel, sondern auch den bestickten Mantel des Hausherrn, das keramische Tischgeschirr, die handgeschmiedete Ofengabel und an der Wand einige der künstlerisch hoch anerkannten unter Glas gemalten Heiligenbilder erblikken... Auf einer Fläche von zehn Hektar zeigt das Museum 265 bauliche Objekte aus allen Landesteilen, vom kompakten Haus mit Wohn- und Vorratsräumen bis zum künstlerisch gestalteten Bienenstock. Der Fundus der Magazine, aus dem regelmäßig Ausstellungen bestritten werden, enthält rund 100 000 Einzelgegenstände, exakt begutachtet und katalogisiert – ein nahezu unerschöpfliches Studienmaterial für Wissenschaftler des In- und Auslandes... Das älteste Haus am Herästräusee, ein Gehöft aus der Gegend von Zapodeni-Vaslui, stammt aus dem Jahre 1650, das „jüngste" wurde vor achtzig Jahren erbaut. Zu den Glanzstücken des Dorfes in der Stadt gehört eine Töpferwerkstätte aus dem ostrumänischen Zentrum volkskünstlerischer Keramik, sowie das vollständige Arbeitsgerät eines Hufschmieds... Am Anfang versuchte man, in den Gehöften auch die zugehörigen Haustiere zu zeigen, unter anderem die prachtvollen weißen Arbeitsochsen der früheren Landwirte. Doch schon bald stellte sich heraus, daß die Bewahrung von Wirtschaftsvieh nicht in Einklang zu bringen ist mit der Konservierung geschnitzter Ornamente.

Marian Constantinescu



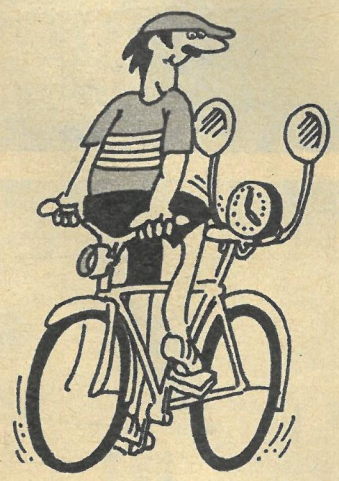
● Erfahrenes

Keiner von uns, wie begabt er auch sein mag, kann Konflikte, Ereignisse und Wendungen der Geschichte ersinnen, die spannender und einprägsamer wären als jene, die es im Leben selbst gab und gibt.

Michail Schatrow, Dramatiker

● Am Rande

Der 21jährige Ökonomiestudent Aleksander Miranivic aus Titograd in Jugoslawien hat einen Weltrekord im Rückwärts-Radfahren aufgestellt und zog damit in das Buch der Rekorde ein. Auf dem Lenker sitzend, legte er in einer Stunde 23 Kilometer „zurück". – Im wahrsten Sinne des Wortes.



● Persönliches

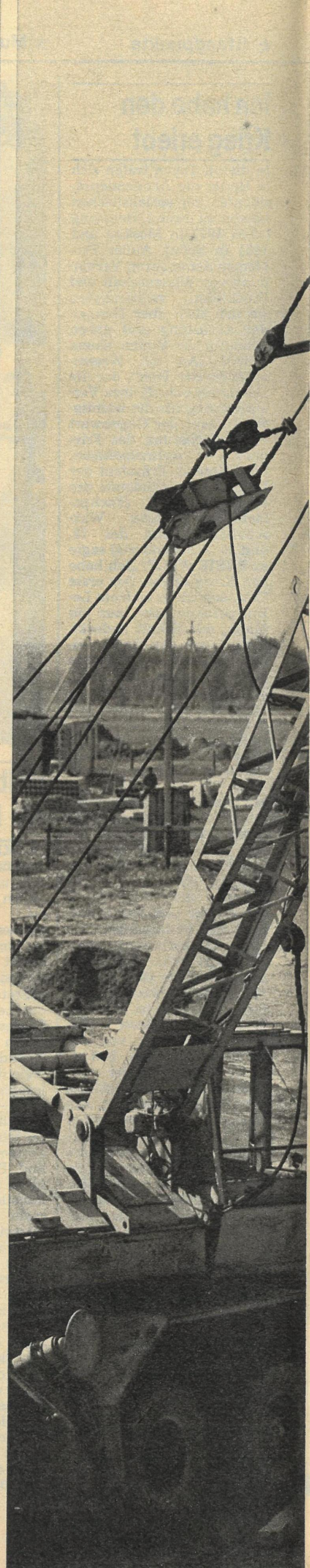
Die Samowar-Sammlung des Elektroschweißers Georgi Stelmach aus Saratow zählt zur Zeit 70 Geräte mit einem Fassungsvermögen von einem Teeglas bis zu mehreren Eimern. Man könnte damit gleichzeitig für 1000 Personen Tee kochen.

Der Zimmermann Wladimir Krjutschkow aus der Siedlung Sackski im Gebiet Rjasan, der die Holzschnitzkunst von seinem Vater übernahm, hat schon mehrere Dutzend der in seinem Dorf gebauten modernen Steinhäuser mit altrussischen Ornamenten verziert.

Dank den Bemühungen von Dr. Liljana Raitschewa aus dem Labor für allergische Krankheiten in Sofia ist auch die Rosazea, die vor allem auf der Gesichtshaut zu beständigen fleckig-flächenhaften Rötungen führt, keine unbesiegbare Krankheit mehr. Die von Dr. Raitschewa entwickelte Salbe beseitigt die Rosazea in Verbindung mit einer geeigneten Diät in weniger als zwei Monaten. Die erste geheilte Patientin – war die Ärztin.

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: H. Schreiber, W. Clausner, A. Tschumitschew/TASS, Agerpress (2), CAF, CNA, MTI; Zeichnung: P. Bauer; Vignette: D. Schüler

Schmucke Bauernhäuser, neu angelegte moderne Dörfer – so tilgt man heute ein Relikt aus der jüngeren Geschichte Litauens: die Auswirkungen der kapitalistischen Bodenreform. Die bürgerliche Regierung hatte nach 1922 mehr als 5500 bestehende Dörfer aufgelöst und dafür 175 000 Einzelhöfe geschaffen, weit voneinander isoliert zwischen Feldern, Wäldern und Sümpfen. Den landdarbenden Bauern brachte das keinen Gewinn, sondern weiteres Elend und vielen den Ruin. Nun richten sich die Kolchosbauern und Sowchosarbeiter nach und nach immer besser in ihren Dörfern ein. Was alles dazu gehört, erfuhr FREIE WELT, als sie an der Seite von Rimgaudas Vaičiulis, Stellv. Minister für das dörfliche Bauwesen (Foto unten, Mitte), eine Landpartie unternahm.



Dörfer im Takt

Bauen auf dem Lande – in der Litauischen SSR wird es seit Jahren groß geschrieben. 17 000 Bauleute verwirklichen ein langfristig angelegtes Dorfprogramm.

Ein Beitrag von Wolfgang Scheel (Text) und Volkmar Billeb (Fotos)

Rimgaudas Vaičiulis, vitaler Mittvierziger, empfängt uns in seinem Vilniuser Büro hemdsärmelig und aufgeräumt wie alte Bekannte. Der Minister hat auch kein Interview parat, er will uns alles unterwegs erzählen und zeigen, während einer Landpartie. Häuser müsse man sehen und fühlen, bevor man darüber urteilt. Nein, keine Extratour für uns, er sei sowieso jede Woche unterwegs, schließlich zeichne er verantwortlich für das dörfliche Baugeschehen in der ganzen Republik. Machen wir also eine Minister-Visite mit.

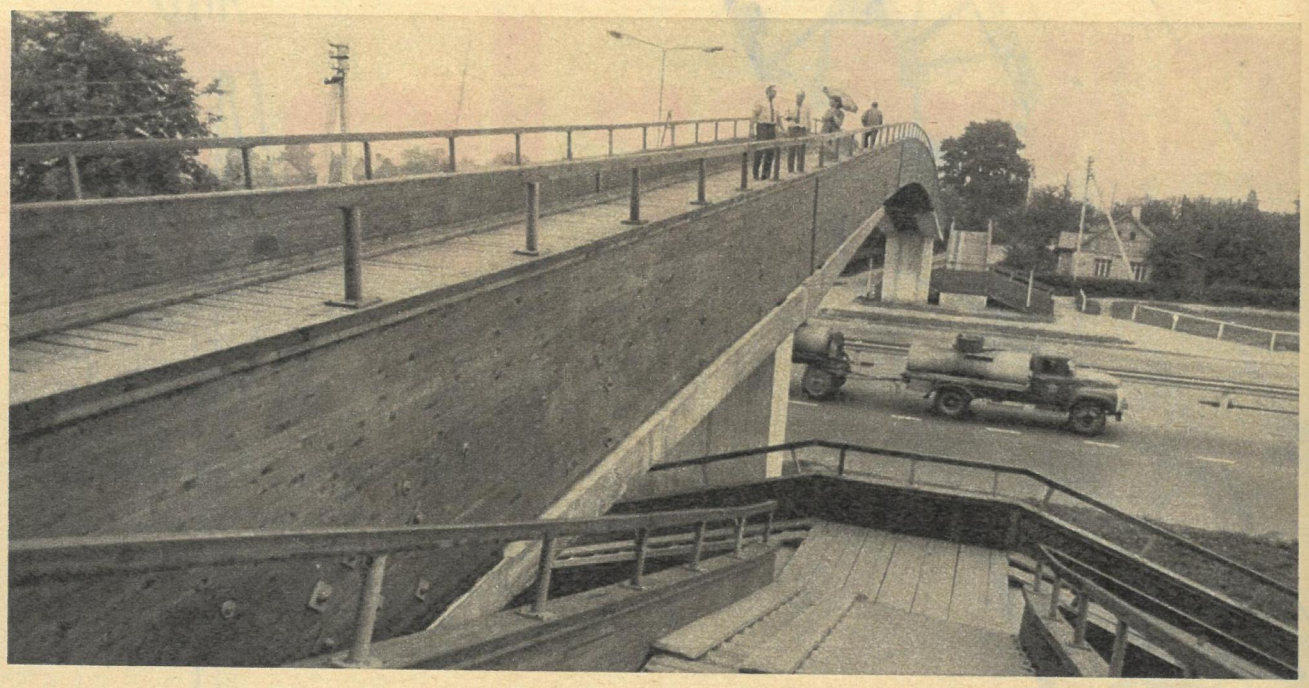
18 Kilometer Schulweg

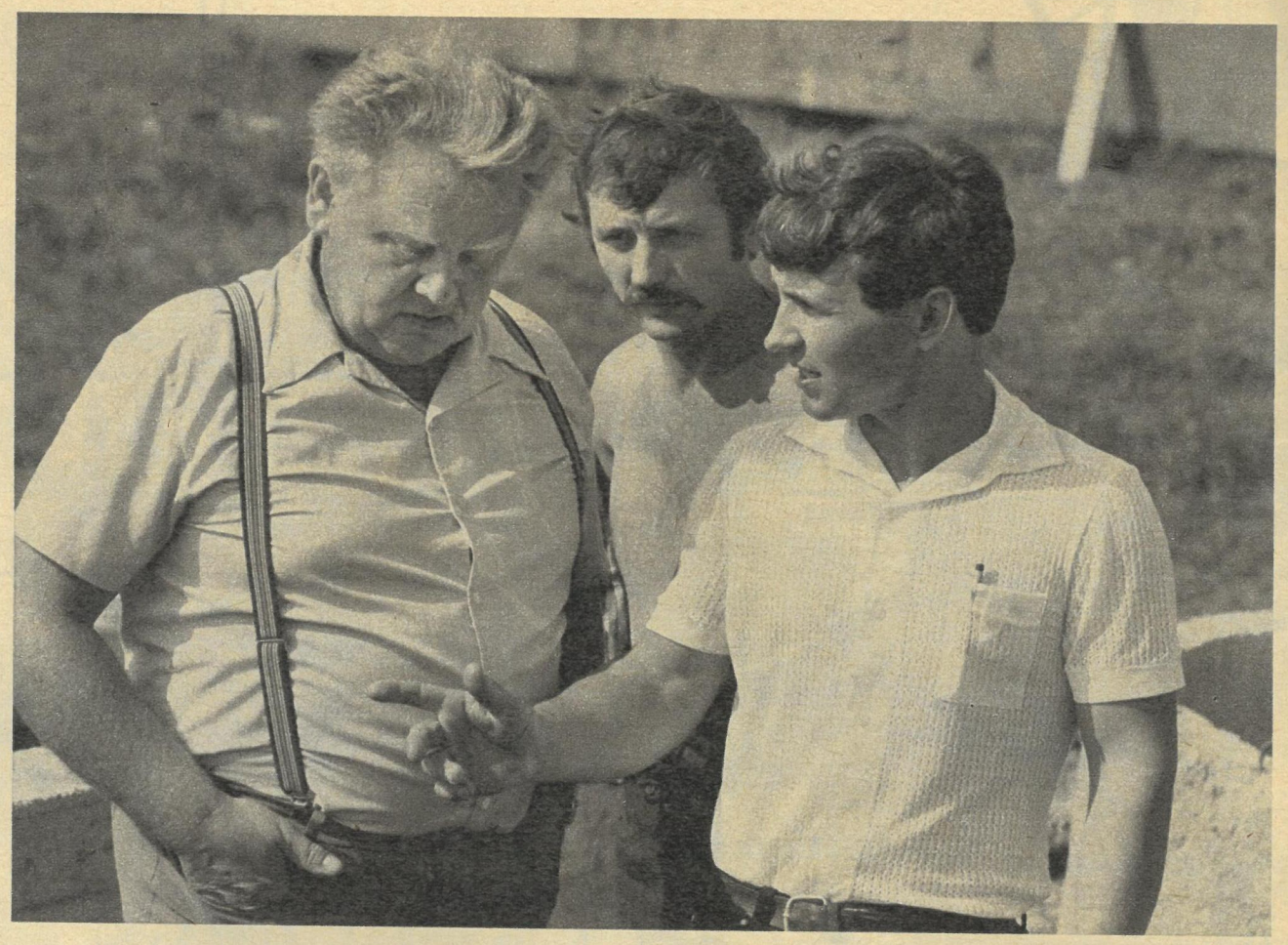
Während uns der Lada sanft über die Landstraße trägt, erfahren wir vom Minister Einzelheiten über das schwere Erbe der litauischen Landwirtschaft. Die weit voneinander entfernten Einzelhöfe, das Fehlen vieler dörflicher Zentren, hemmten bald nicht nur die ökonomische und soziale Entwicklung in den sozialistischen Kollektivwirtschaften, sie förderten auch ungenügend das gesellschaftliche Miteinander. Die vielen verzweigten Wege und Stromleitungen zu den abgelegenen Grundstücken behinderten die maschinelle Feldbestellung, die Höfe selbst waren zum Teil baufällig, die Bauern hatten weite Arbeitswege, ebenso die Kinder zur Schule. Rimgaudas Vaičiulis erinnert sich. Er kommt selbst vom Lande. Nach dem Kriege lebte er bei der großen Schwester, wurde erster Pionier im Dorf, erntete Hohn und giftige Blicke dafür. Er aber ging tapfer jeden Tag zur Schule – früh und mittags je neun Kilometer Weg. Es war die Zeit, wo ganz in ihrer Nähe noch der letzte Banditen-Unterschlupf entdeckt und von der Sowjetarmee liquidiert wurde.

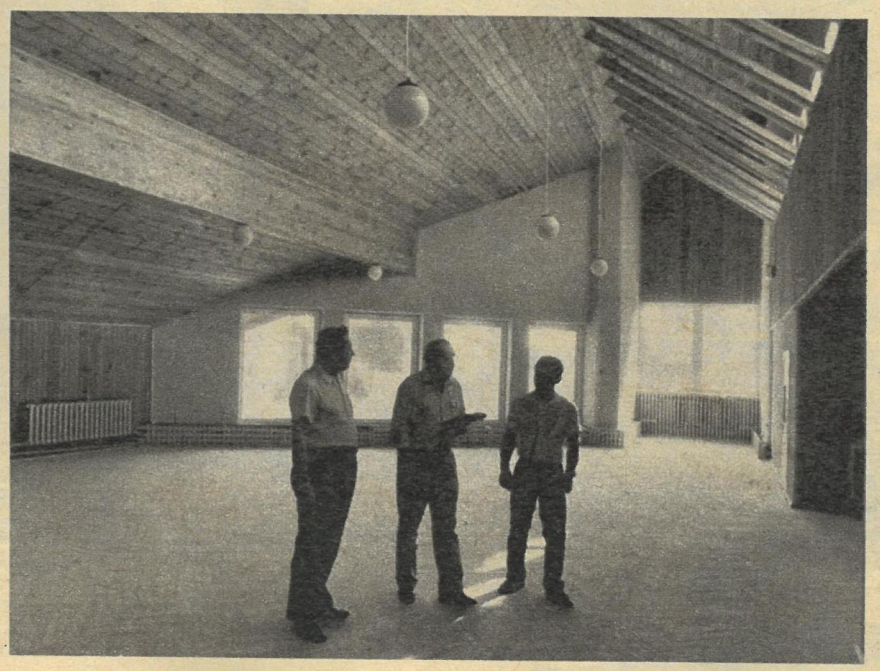
Doch der Fortschritt ließ sich auch in Litauens Dörfern nicht aufhalten. Dazu gehörte es, wieder Dörfer zu gründen oder bestehende für die Menschen heimisch zu machen.

Rund 3000 neue und auszubauende Siedlungen umfaßt das Bauprogramm Litauens, das 1965 begonnen wurde (vorher waren die ökonomischen und materiellen Bedingungen nicht vorhanden) und bis 1990 abgeschlossen sein soll. Der Minister: „Unser Leben entwickelt sich zügig, die Bedürfnisse der Bauern und Wirtschaften wachsen. Sie haben große Forderungen, wollen möglichst ein Haus für jede Familie, eine moderne Wohnung und bequeme Möglichkeiten für die individuelle Wirtschaft. Sie verlangen, daß wir zulegen, im Bautempo und in der Qualität."

Der Lada fängt an zu springen, er hat die glatte Straße gegen einen groben Plattenweg eingetauscht. Vor uns die erste Station – ein entstehender Milchviehkomplex für 1200 Rinder, gute 30 Kilometer von Vilnius entfernt. Unser Begleiter: „Wir brauchen nicht nur freundliche Häuser für die Menschen, sondern ebenso dringend effektive industriemäßig betriebene Produktionsstätten – Voraussetzung zur Lösung des Lebensmittelprogramms." Wir sind nicht angemeldet, kein Empfangskomitee applaudiert. Doch der Minister kennt sich gut aus. Im Stabsquartier – ein kleiner Wohnwagen, an der Wand







Attraktiv von außen und innen: das künftige Einkaufszentrum des Kolchos „Shdanow". In den unteren Räumen die Lebensmittel- und Industriewarenabteilung, oben Küche und Kolchosgaststätte, auch für Hochzeiten und andere Familienfeiern empfohlen (Fotos rechts).

Bauzeichnungen und der aktuelle Planstand – verpaßt er eigenhändig jedem von uns einen Helm. Dann stiefeln wir hinter ihm her über den Bauplatz in Richtung Ställe. Dort treffen wir auch die Bauleitung – bei der Abnahme. Die Ställe sind bezugsfertig, die Rindviecher können kommen. Draußen am Gülle-Sammelbecken gibt es noch einen Fachdisput, von dem wir nur soviel verstehen, daß das System des Weitertransports garantieren muß, daß kein Gülle-Tropfen hier in die Erde dringt, um das

Fußgängerbrücke (links), gefertigt aus einer Holzklebekonstruktion: mit diesem Verfahren, bei dem auch Holzabfälle verarbeitet werden, entstehen auf dem Lande Sporthallen, Treibhäuser, Lagerräume, Kuhställe und Geflügelfarmen.

Trinkwasser für Vilnius nicht zu gefährden. Wer baut, trägt nicht nur Verantwortung für sein Haus...

„Je gründlicher wir denken..."

Zweite Station – ein Experimentaldorf. Es besteht aus einer Siedlung, in der alle zur Zeit gefertigten Häusertypen und Bauweisen nebeneinandergestellt wurden. So gibt man den Kolchos- und Sowchos-Leitungen der weiteren Umgebung die Möglichkeit, das für sie Praktischste und Rentabelste herauszufinden, um es dann beim jeweilig ausführenden Baukombinat zu bestellen. Dorf auf Bestellung! Das trifft zu, wenn auch der Weg von der Idee über's Projekt bis zum praktischen Aufbau erst einmal gegangen sein muß. Das Entscheidende dafür: die Partnerschaft zwischen Bauern und Bauleuten. Inzwischen gibt es in Litauen mehrere solcher „Muster"-Dörfer. In unserem Falle präsentiert der Minister die einzelnen Muster. Vor einem Haus eine Erinnerungstafel. Die Daten: 105 m² Nutzfläche, 23 170 Rubel Kosten, im Mai/Juni 1981 erbaut – das erste Bauernhaus, das im Auftrag des Ministeriums aus Fertigteilen montiert wurde. Danach sehen wir viele Varianten: Holzhäuser mit Ziegel verkleidet, Gasbetonbauten, andere in traditioneller Monolithbauweise errichtet. Alle Häuser unterschiedlich ausgelegt für drei bis fünf Zimmer, manche mit Veranda, andere mit ausgebauten Dachzimmern. Bei den dazu gehörenden Stall- und Scheunenbauten fällt auf, daß die Dächer zumeist an einer Stelle fast bis zur Erde vorgezogen sind, eine interessante architektonische Lösung. Und eine praktische dazu – sie bietet Unterstellmöglichkeiten für Brennholz oder Gartengeräte. Eines der Ergebnisse der Diskussion zwischen Bauern und Bauleuten.

Um 20 Prozent wollen und sollen die Baukombinate Litauens im nächsten Fünfjahrplanzeitraum ihre Produktivität erhöhen, die 300 Sowchosen und 700 Kolchosen der Republik haben noch viele Wünsche. Und wie wird diese Aufgabe mit gleicher Mannschaftsstärke machbar? Rimgaudas Vaičiulis nennt einige Kriterien: „Erstens – die Beherrschung des technischen Fortschritts z. B. die Teilevorfertigung im Kombinat, um auf dem Bauplatz nur noch zu montieren. Zweitens – so wenig wie möglich Handarbeit, die Kleinmechanisierung. Drittens – die Erweiterung der normierten Konstruktionsteile. Viertens – die Verbesserung der Organisation auf dem Bauplatz, damit die künstlichen Pausen wegfallen."

Dahinter verbirgt sich ein Riesenprogramm. Es reicht von der Rekonstruktion der Kombinate über die zu verbessernden Transportketten bis zur Mechanisierung des dörflichen Bauplatzes. Inzwischen gibt es ein Kombinat, das Elemente für dörfliche Kindergärten und -krippen fertigt, bald auch für kleine Geschäfte und Dienstleistungseinrichtungen. Der Minister: „Je gründlicher wir vorher denken, desto leichter fällt die Arbeit – das muß allerdings jeder unserer 17 000 Bauschaffenden beherzigen."

Es gibt keine Zäune mehr...

Wie heute eine Dorfbaustelle aussieht und wie das dörfliche Leben anno '86 funktioniert, will uns der Minister auf der dritten Station der Landpartie zeigen. Auf der Fahrt dorthin erzählt unser Gastgeber etwas über seinen Weg. Seit der Schulzeit habe er eigentlich nie mehr aufgehört mit dem Lernen, meint er augenzwinkernd. Als Bauarbeiter besuchte er die Fachschule, bald darauf absolvierte er die polytechnische Hochschule, später die Universität, wo er auch seine Dissertation als Dr. der Ökonomie verteidigte. Natürlich war dies immer gepaart mit praktischer Tätigkeit; zuerst in einer Baukooperation

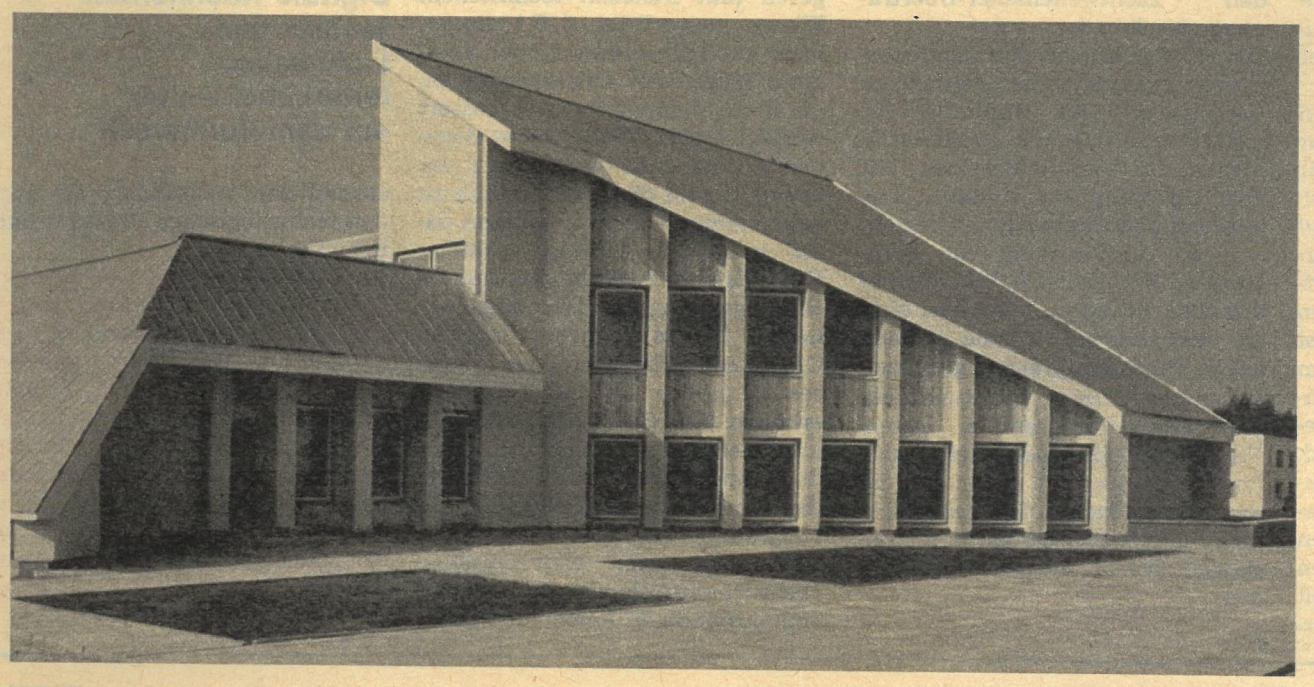
Immerwährender Bauarbeiter-Bauern-Dialog: links Baubrigadier Kaslauskas, rechts Kolchosvorsitzender Bartkewitsch (Foto links).

Dörfer im Takt

mehrerer Kollektivwirtschaften, später im Kombinat und seit acht Jahren eben im Ministerium. „Irgendwie verspüre ich aber Lust, wieder mal ein Baukollektiv unmittelbar zu leiten, ein überschaubares, nicht zu großes, wo man neue Ideen schneller und direkter durchsetzen kann. Selbstverständlich eines, das Dorfhäuser baut – schön, bäurisch zweckmäßig und nicht zu teuer." Wir haben das Zentrum der Kollektivwirtschaft „Shdanow" erreicht. Schon von weitem lockt ein interessanter Neubau mit seinem tiefgezogenen großen roten Dach und der holzverkleideten Fensterfront – das neue Einkaufszentrum, kurz vor seiner Eröffnung. Gleich gegenüber befindet sich die Kolchosverwaltung und wenige Schritte daneben die Post. Rund um den künstlich angelegten Teich erkennt man die gepflanzten Ansätze des vorgesehenen Mini-Parks.

Der Kolchosvorsitzende Adolf Bartkewitsch, ein drahtiger junger Mann (32), erklärt, daß sie ihr Dorf nach einem Generalplan entwickeln, den das zentrale Projektierungsinstitut Vilnius in ihrem Auftrag entworfen und die Vollversammlung bestätigt habe. Neben dem Handelszentrum gibt es momentan einen zweiten Bauplatz im Dorf, wo sieben Einfamilienhäuser entstehen. Eine mobile Komplexbrigade mit Autokran und weiterer Bautechnik arbeitet dort nach einer Art Fließbandsystem. Am ersten Haus wird vermessen, am nächsten planiert, am dritten das Fundament gegossen, am vierten die Fertigteile wie Wände und Treppen montiert, am fünften bereits das Dach gedeckt. Alle Gewerke sind gleichzeitig am Zuge. Eine Tafel bekundet öffentlich, daß die Arbeit in drei Monaten geschafft sein soll. Uns fällt auf, daß trotz dieses industriellen Zyklus jedes Haus sich vom anderen in Nuancen unterscheidet. Ich erinnere mich an unser Gespräch mit dem Chefarchitekten des Projektierungsinstituts, Povilas Jakucionis. Er betonte: „Das erste Prinzip, die Häuser müssen bequem und ansprechend sein, damit die Menschen im Dorf uns unsere Arbeit eines Tages nicht übelnehmen. Wir müssen Varianten bieten, dürfen keine Eintönigkeit zulassen." Doch zugleich sei klar, daß die sozialen Bedürfnisse der Dorfbevölkerung nur zu befriedigen sind, wenn das Bauen immer mehr industrialisiert wird, wenn man sparsam mit Material und der Arbeitskraft umgehe. Sein Beweis dafür: „Bei neun neuen Haustypen sind 90 Prozent aller Bauteile normiert und gleich, die zehn Prozent aber dienen der individuellen Gestaltung. Dadurch bleiben auch die Kosten vertretbar." Wir machen in „Shdanow" die Bekanntschaft einer frischgebackenen Hausbesitzerin: Terese Nainitzki, 28 Jahre, Buchhalterin, ihre zwei Kinder besuchen den Kindergarten, der Mann ist Viehzüchter. Seit einem Jahr bewohnen die vier das schmucke 3-Zimmer-Haus (plus ausbaufähiger Mansarde und freundlichem Stall auf dem Hof). Der Kolchos hat es der Familie zugesprochen, Kostenpunkt 40 000 Rubel. Eine Hälfte trägt der Kolchos, die andere hat der Staat kreditiert, Rückzahlung innerhalb 25 Jahren. Dann wäre das Haus endgültig Eigentum der Nainitzkis. Die junge Frau zweifelt keinen Moment daran. Sie fühlen sich schon jetzt hier zu Hause, haben eine gute Arbeit, auf der Wiese die eigene Kuh und ein Kälbchen, im Stall zwei Schweine, im Garten das Gemüse-Treibhaus, auf dem Gemeinschaftsfeld eine Fläche für Kartoffeln und Gerste. Und für den Feierabend den Dorfklub. Die Freunde in den neuen Häusern nebenan – fast alles junge Leute, die Jugend zieht es längst nicht mehr vom Lande fort – und den Wald voller Beeren und Pilze. „Es ist alles da", sagte Teresa, „man darf nur nicht phlegmatisch sein!"

Der Kolchos „Shdanow", in dem 335 Werktätige als Mitglieder eingeschrieben sind, hat im letzten Jahr 900 000 Rubel Reingewinn erwirtschaftet. Durch noch intensivere Viehhaltung wollen die Shdanower bald zu den Millionären zählen. Minister Vaičiulis meint, Voraussetzung dafür sind die Initiativen der Leitung und das Zusammengehörigkeitsgefühl der Bauern. Vielleicht drückt sich das schon rein äußerlich aus: In der neuen Kolchossiedlung gibt es keine Zäune, nur grüne und blühende kniehohe Hecken zwischen den Gärten. Die Kinder überspringen sie im Spiel...



Der Beitrag entstand mit freundlicher Unterstützung von APN

Ansichten und Aussichten –

Generaldirektoren von Industriekombinaten der DDR im FREIE WELT-Gespräch

Dipl.-Ökonom Horst Borrmann, Generaldirektor des VEB Kombinat Nachrichtenelektronik

RFT – unter diesem Markenzeichen sorgen 39 000 Werktätige für weltweite Kommunikation mit modernen Nachrichtenmitteln

Kundenwünsche aus mehr als 30 Ländern

Der fünfmillionste Fernsprechanschluß für die Sowjetunion

Digitale Nachrichtentechnik und Lichtwellenleiterkabel weiter auf dem Vormarsch

Wer öfter zum Telefon greift, weiß, was eine gute und schnelle Verbindung wert ist. Ob es um ein persönliches Gespräch geht oder um ein dienstliches Anliegen. Information ist nun mal Grundlage der Kommunikation, der Verständigung zwischen den Menschen. Regional und weltweit muß man heute einer ständig wachsenden Flut von Informationen Herr werden. Dafür benötigen Gesellschaft und Wirtschaft immer modernere Nachrichtenmittel, elektronische! Wie stellen sich die Nachrichtentechniker unserer Republik diesem Problem?

HORST BORRMANN: Heute geht es nicht mehr nur um den individuellen Informationsaustausch per Telefon, Telex und Funk – also um die zuverlässige Technik für die Mensch-Mensch-Verständigung, sondern immer stärker um die technische Basis zur Kommunikation zwischen Mensch und Computer und mit Hilfe schneller Datenübertragung von Computer zu Computer – als notwendige Dienstleistung für den Menschen. Darauf haben wir uns einzustellen. Erster Grundsatz unserer Arbeit war und ist es, eine für jeden Anwendungsfall angepaßte „vernünftige", das heißt effektive nachrichtentechnische Lösung zu bieten – vom Einzelgerät bis zum kompletten Nachrichtennetz. Das schließt die Projektierung, Lieferung, Montage wie das Know-how und die Schulung von Spezialisten mit ein. Neuerdings sogar mit einer „Berufsschule auf Rädern" für ausländische Kunden.

Wenn Sie ein wenig aus der Schule Ihres Kombinats plaudern – was sieht das Arbeitsprogramm in nächster Zeit vor?

HORST BORRMANN: Die technische Ausrüstung der „klassischen " Dienste wie Fernsprecher, Fernschreiber, Datenübertragungen bleibt Schwerpunkt unserer Bemühungen. Aber auch gemeinsam mit der Deutschen Post bis 1990 mindestens 300 000 weitere Telefonanschlüsse für die Bevölkerung einzurichten, 100 000 davon in der Hauptstadt Berlin.

In den nächsten fünf Jahren haben wir die Aufgabe, den Übergang zur digitalen Nachrichtentechnik für ausgewählte Geräte und Software-Komplexe zu vollziehen. Darauf orientiert die Direktive des XI. Parteitages der SED. Ein volkswirtschaftlich notwendiger Schritt, den die Mikroelektronik jedoch erst möglich macht. Denn mit ihrem Einsatz können Anlagen konstruiert und gebaut werden, die wesentlich leistungsfähiger sind. Durch die Digitalisierung – praktisch die Zerlegung der Information in schnell übertragbare Daten – können mehr Informationen schneller und besser übermittelt werden, auch über große Entfernungen in gleichbleibend guter Qualität.

Dazu kommen weitere Vorteile: Der Materialaufwand gegenüber der analogen Vermittlungstechnik (mit Relais) ist um 30–40 Prozent niedriger. Der Anwender kommt mit kleinerem Raum aus, die Wartung der neuen Anlagen wird einfacher, der Energieverbrauch wesentlich gesenkt. Der Bau solcher Anlagen ist in unserem Kombinat bereits Arbeitsalltag. Vollelektronische digitale Vermittlungszentralen bis zu 400 Teilnehmer befinden sich in der Kundenerprobung und werden für die Produktion vorbereitet. Größere Vermittlungszentralen sind in der Entwicklung.

RFT-Erzeugnisse sind auch gefragte Konsumgüter. Wie sieht in dieser Hinsicht Ihr Markt-Angebot aus?

HORST BORRMANN: Wir vernachlässigen es keineswegs. Ich denke nur an hochwertige Lautsprecherboxen, moderne Telefonapparate, Autokassettenradios, Taschenempfänger, Plattenspieler, Mikrofone und Schallplattenabtastsysteme. Um dem Bedarf der Bevölkerung besser gerecht zu werden, haben wir beispielsweise automatisierte flexible Fertigungsabschnitte für die Lautsprecherproduktion geschaffen. Sie bringen höhere Produktivität, verbesserte Qualität und gleichzeitig erleichterte Arbeitsbedingungen für die Werktätigen.

Das Lichtwellenleiterkabel ist längst ein Begriff geworden für die Nachrichtenübertragung. Wie geht es mit seinem Einsatz weiter?

HORST BORRMANN: Wir arbeiten gemeinsam daran, mit den Kombinaten Carl Zeiss Jena und Kabelwerk Oberspree, wie den Meßmittelherstellern vom Kombinat Präcitronic. Ein neues Testobjekt für den Teilnehmeranschlußbereich, das wir im Frühjahr der Post übergaben, stellt eine Weiterentwicklung gegenüber den sich schon seit Jahren in der DDR bewährenden Lichtwellenleiter-Übertragungsstrecken dar.

Der richtige Einsatz des Lichtleiterkabels garantiert die planmäßige Verringerung des Kupferbedarfs, steigert zugleich die Leistungsfähigkeit des Fernmeldenetzes. Mit dem Übergang zur digitalen Vermittlung und Übertragung vollzieht sich die Verflechtung von Fernsprech-, Fernschreib- und Datendiensten. Praktisch heißt das, über die vorhandenen Kanäle können neben Telefongesprächen gleichzeitig andere Dienste wie Rundfunk- und Fernsehprogramme, Daten, Texte und Kopien per Telefonkabel übertragen werden. Darin besteht der große Vorteil. Insgesamt hat unser Industriezweig jährlich zweistellige Wachstumsraten zu bringen.

Und wie wollen Sie diese Vorgabe erfüllen? Haben Sie dafür ein spezielles Erfolgsrezept?

HORST BORRMANN: Wir bauen auf den Plan Wissenschaft und Technik, auf die Schöpferkraft unserer 5000 Wissenschaftler, Ingenieure und Techniker in den Betrieben und im Forschungszentrum, dem Institut für Nachrichtentechnik. Zugleich erweitern wir die Forschungskooperation mit Hochschulen und Akademiebereichen. Ebenfalls gilt es, noch stärker das Können und den Leistungswillen der Jugend, insbesondere der 46 Jugendforscherkollektive und 200 Jugendbrigaden zu nutzen.

Den Aufbau von Zentren zur rechnergestützten Entwicklung von Leiterplatten und spezifischen Schaltkreisen sehen wir als eine zentrale Aufgabe. Sie zu lösen, ist überhaupt die Voraussetzung für den Übergang zur Digital-Technik, davon hängt auch ab, ob wir die angestrebte Erneuerungsrate von 30 Prozent sichern. Denn jedes neue Nachrichtengerät muß heute von der Mikroelektronik geprägt sein. Wir entwerfen unsere Basisleiterplatten für den Entwicklungsbedarf in Kleinfertigungszentren selbst, müssen aber künftig auch den Produktionsverbrauch mit decken.

Verlangt das nicht eine Neuprofilierung von Betriebsteilen, auf jeden Fall neue Arbeitsinhalte für viele Kollegen?

HORST BORRMANN: Ja, wir brauchen eine große Lernbewegung im Kombinat, die jeden Mitarbeiter erfaßt, angefangen beim Generaldirektor. Der Anteil an Elektronikfacharbeitern in den Kollektiven wächst naturgemäß, wir bilden sie selbst aus. Vor Wochen habe ich mich mit einem Brief an die Hoch- und Fachschulabsolventen des Stammbetriebes gewandt, sie aufgefordert, mitzudenken, ihre Meinung zu sagen, was zu tun ist, um den wachsenden Anforderungen gerecht zu werden. Das Echo war sehr aufschlußreich. Die Jüngeren (mit frischem technischem Wissen ausgerüstet, d. R.) gingen meist zur Tagesordnung über, sprachen Fragen der Organisation an, die ihrer Meinung nach verbessert werden sollten. Viele ältere dagegen möchten sich qualifizieren, um ebenfalls bald die neue Technik zu beherrschen. Die Bedingungen dafür muß die Leitung schaffen. Keine leichte Aufgabe, ein ganzes Bildungsprogramm ist nötig. Wir haben bereits mehrere hundert CAD/CAM-Arbeitsstationen, müssen sie jedoch um das Mehrfache erhöhen. 2000 Spezialisten für Software-Bearbeitung und -Anwendung sind zu qualifizieren. Gerade die Entwicklung der Software – die Programme zur spezifischen Nutzung der neuen elektronischen Nachrichten-Anlagen – verlangt vom zuständigen Ingenieur, daß er sowohl den technischen als auch den technologischen Prozeß gründlich durchdringt.

RFT hat viele Partner und Kunden in der Welt. Die DDR-Nachrichtentechnik war in jüngster Zeit z. B. beteiligt an der Ausrüstung der Raumflugplanetarien in Tripolis und Madrid, der vietnamesischen Reparaturwerft Pha-Rung, der syrischen Zementfabrik Tartous, der Erdölaufbereitungsanlage in Tjumen... Die Zusammenarbeit mit der Sowjetunion reicht zurück bis in die 50er Jahre. Was bestimmt heute diese Partnerschaft?

Gute Verbindung gefragt

HORST BORRMANN: Die Sowjetunion ist unser größter Handelspartner, gleichzeitig aber auch engster Verbündeter auf wissenschaftlich-technischem Gebiet. Ein markantes Beispiel: die gemeinsame Entwicklung des „Einheitlichen Nachrichtensystems" für analoge und digitale Vermittlung (ENSAD), das wir vor kurzem in beiden Ländern in die Produktion überleiten konnten. In diesem Jahr liefern wir bereits 30 000 Anrufeeinheiten dieses Systems, vor allem für ländliche Gebiete, in die UdSSR. Bis 1990 wollen wir diese Stückzahl auf 100 000 steigern. Noch in diesem Jahr übergeben wir übrigens unseren Freunden den fünfmillionsten Telefonanschluß, verständigen sich in der Sowjetunion inzwischen 22 000 Eisenbahner mit unseren UKW-Funksprechgeräten. Wir dagegen beziehen aus der UdSSR wertvolle Materialien, spezielle Bauelemente und Schaltkreise.

Langfristige Regierungsabkommen regeln auch für Ihr Kombinat diese Zusammenarbeit. Wie funktioniert sie in der Praxis?

HORST BORRMANN: Sehr konkret, ein arbeitsteiliger Prozeß. Jeder hat seinen Arbeitsplan, der gegenseitig voreinander abgerechnet wird. Wir haben unter anderem übernommen, bestimmte Schaltkreise zu entwickeln. Die fertigen Muster verteidigen wir vor einem gemeinsamen Gremium. Umgekehrt ist es genauso. Wissenschaftlich-technischer Vorlauf, Funktionssicherheit und Termintreue gehören zu den wichtigsten Vokabeln in unseren Beratungen. Sie finden übrigens stets dort statt, wo die Forschung konzentriert ist, im Berliner Institut für Nachrichtentechnik oder in den Partnerinstituten in Moskau und Riga. Im Mittelpunkt steht der wissenschaftliche Meinungsstreit – schließlich geht es um die effektivste Lösung.

Welche Rolle spielt dabei die direkte Begegnung?

HORST BORRMANN: In der entscheidenden Phase eines neuen Projekts treffen sich die Spezialisten beider Länder alle vier Wochen, oft arbeiten sie auch längere Zeit direkt miteinander – hier wie da! Ich meine, daß wir durch den Spezialistenaustausch für Monate oder gar ein Jahr am meisten voneinander lernen. Neue Erfahrungen und persönliche Kontakte stimulieren stets den Arbeitsrhythmus. Nicht zuletzt gehört heute zur Zusammenarbeit eine gut funktionierende Datenfernübertragung, die täglich genutzt werden kann.

Sie waren vor kurzem in Moskau auf der „Swjas '86", der vierten internationalen Ausstellung der Nachrichtentechnik in der UdSSR. Was hat Sie dort besonders interessiert?

HORST BORRMANN: Alles Neue, was von den 25 teilnehmenden Ländern vorgestellt wurde. Moskau war der richtige Ort zu prüfen, wie die eigenen Entwicklungen vorm Gastgeber bestehen und wie sie sich im Weltstandsvergleich behaupten. Wir konnten feststellen, daß wir mit unseren neuen Erzeugnissen auf dem richtigen Weg sind. Gleichzeitig war die „Swjas" ein Platz zum Erfahrungsaustausch für die multilaterale Zusammenarbeit der RGW-Länder, von denen ja jeder Partner seine Neuheiten vorstellte. Daraus leiten wir Schlußfolgerungen für eine weitere Arbeitsteilung bzw. Kooperation ab. Außerdem haben wir die Ausstellung genutzt, unserem langjährigen Partner den 300 000. RFT-Fernschreiber zu übergeben.

Wohin, Genosse Borrmann, geht international der Trend in der Nachrichtentechnik?

HORST BORRMANN: Ich sagte es schon, zu großen digitalen Vermittlungszentralen und Übertragungseinheiten, zu hochkanaliger Technik, die es möglich macht, viele Gespräche, viele Informationsströme zu bündeln und schnell weiterzuleiten. Weiterhin zu neuen Diensten über moderne Geräte zur Büro- und Datenkommunikation. Überall wird emsig daran gearbeitet. Unsere Ingenieure und Techniker, die an CAD/CAM-Stationen Schaltkreise entwickeln, sind längst zum Drei-Schichtsystem übergegangen. Wir sind uns darüber klar: Wer Schritt halten will mit dem technischen Fortschritt, muß – wenn eine neue technische Generation in die Produktion überführt wird – bereits intensiv an der nächsten arbeiten.

Dafür viel Erfolg!

Das Gespräch führte
Wolfgang Scheel

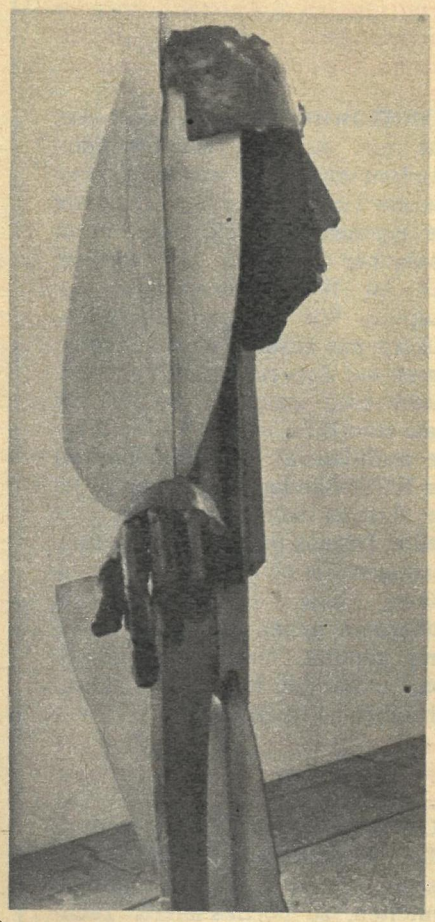
Fotos: H. Schreiber, A. Paszkowiak

Victor Syrnew, UdSSR, HIRSCH, dekorative Plastik. Messing, Neusilber, Marmor, Email (rechts).

Antje und Liane an der Holzskulptur DER TANZ von Konstantin Solarov, Bulgarien (Foto daneben).

Inge Götze, DDR, TRANSPARENZ, Wandgestaltung. Plastfolie, Papier, Applikation. 1. Preis für ausgezeichnete Exponate zur Gestaltung von Gesellschaftsbauten (Foto ganz unten).

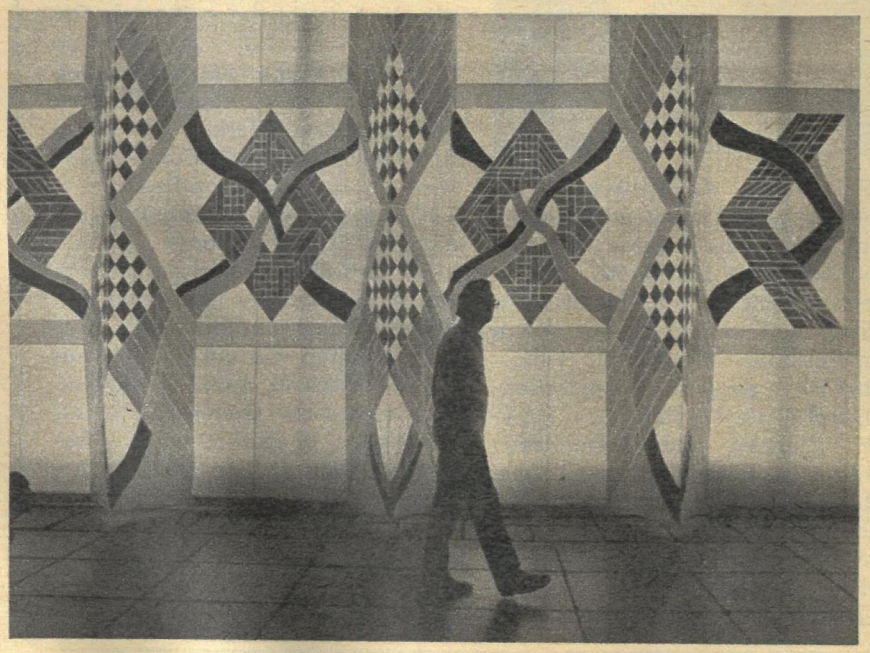
Peter Hinz, DDR, GRUPPE VON VIER FIGUREN (Ausschnitt). Stahl, geschnitten, geschweißt.



Aus dieser Tasse möchte ich trinken, von diesem Teller essen! Warum? Weil sie schön und praktisch natürlich, weil sie gut anzuschauen, gut zu gebrauchen sind. Seit alters haben die Meister des Kunsthandwerks jenes Verlangen nach schönen und zweckmäßigen Gebrauchsgegenständen erfüllt, sie haben Kunstfertigkeit und Kunst in den Dienst des Alltags gestellt. Wie Tradition und Neuerertum im Kunsthandwerk unserer Zeit zu einer allmählichen inhaltlichen Wandlung des Begriffes beitragen, zeigt unter anderem die IV.

Stoff und Gestalt

Quadriennale des Kunsthandwerks Sozialistischer Länder in Erfurt. Polnische, ungarische, sowjetische Künstler wetteifern hier mit Künstlern aus Kuba, Bulgarien und der Mongolei, aus Rumänien, Vietnam und Korea, aus der ČSSR und der DDR um Stoff und Gestalt. Traditionelle Formen und Dekors, wie etwa die der kubanischen oder der mongolischen Meister, messen sich mit den Phantasien aus Glas, Keramik und Metall, durch welche die Polen, Ungarn und Rumänen wie auch DDR-Künstler ihr Kunst- und Zeitverständnis ausdrücken. Abstrakte Kompositionen wechseln da mit bildhaften Formen, scheinbar zweckfreie Schöpfungen stehen neben althergebrachten und bewährten kunsthandwerklichen Gebrauchsgegenständen. Die gläsernen oder textilen Gebilde, in harten, eigensinnig-schreienden Farbkontrasten verraten ebenso die Subjektivität ihrer Autoren, wie die konstruktivistisch anmutenden Metallfigurationen und Emailarbeiten. Hier scheint Kunsthandwerk zu einer eigenen Gattung der bildenden Kunst zu werden, die ursprüngliche Anonymität der alten Meister aufgehoben zu sein. Neben Maler, Grafiker und Skulpteur treten die Meister einer zeitgemäßen dekorativen und angewandten Kunst, in der Stoff und Gestalt im Vordergrund aller thematischen Bemühungen stehen.



Zunächst etwas ratlos schauen die Zwillingsschwestern Antje und Liane Piosik aus Suhl auf jene durchsichtigen Wunder aus Glas, die polnische Künstler geschaffen haben. Das beschwingte Linienspiel der Gravuren, die funkelnden Farbflüsse bezaubern das Auge. Sie erinnern an die Blumen und Gräser, die Antje und Liane täglich zu Sträußen und Gestecken komponieren; denn die Schwestern sind auf dem Ringberghaus, einem Ferienheim, als Gärtnerinnen tätig. Mit ihrer Brigade schauten sie hier auf der Cyriaksburg herein und machten ihre Entdeckungen. Porzellan, Kristall und Schmuck sind herausragende Ausstellungsstücke in der sowjetischen Exposition. Juweliere aus fast allen Republiken zeichnen sich durch eigenwillige neuzeitliche Formen, durch Farbenpracht und eine vollendete Materialbehandlung aus, wie es der preisgekrönte Folklore-Brustschmuck von Valeri Ruppel zeigt. Afrikanische Ursprünge sind in kubanischen Arbeiten sichtbar. Bevorzugter Werkstoff ist das Leder. Musikinstrumente, wie die Trommel, inspirieren Adelaida Herrera zu eindrucksvollen Gestaltungen, die sie mit Steinen und Muscheln garniert. Bulgarische Künstler wie Assen Ruhev in seiner dekorativen Plastik „Der Knoten“ oder Konstantin Solarov in „Der Tanz“ gehen auf virtuose Art mit Holz um. Holz und Keramik, uranfängliche Werkstoffe, erscheinen hier in Gegenständen bäuerlichen Alltags. „Holz ist ein wunderbares Material, für mich das lebendigste“, sagt Liane, die Gärtnerin, oder war es Antje?

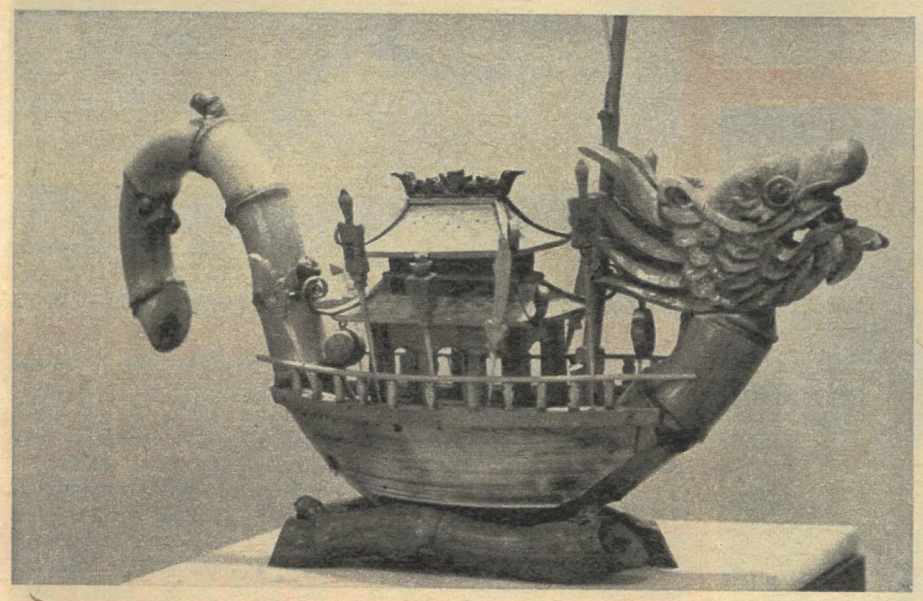
Salus Winter

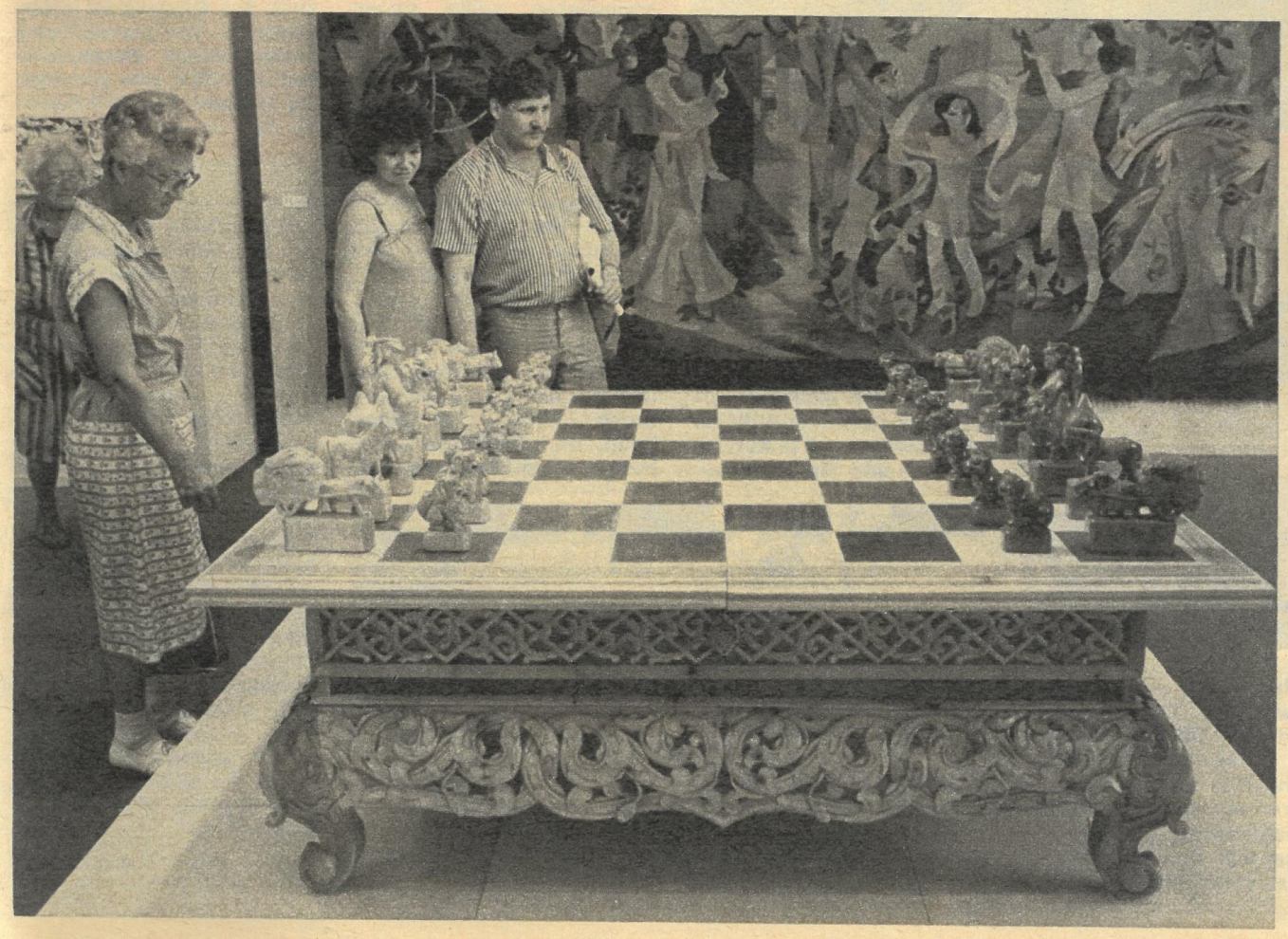
Fotos: Detlef Christel

Valeri Ruppel, UdSSR, NACHDENKEN ZUM THEMA: SUBJEKTIVES VERHÄLTNIS ZUM FOLKLORISTISCHEN MATERIAL, Brautschmuck. Neusilber, Silber, Bronze, Bein, Kupfer, Koralle, Holz, Haar, Serdolik (Foto links).

Laurentiu Anghelache, Rumänien, IKEBANA (linkes Exponat). Massivglas (Foto rechts).

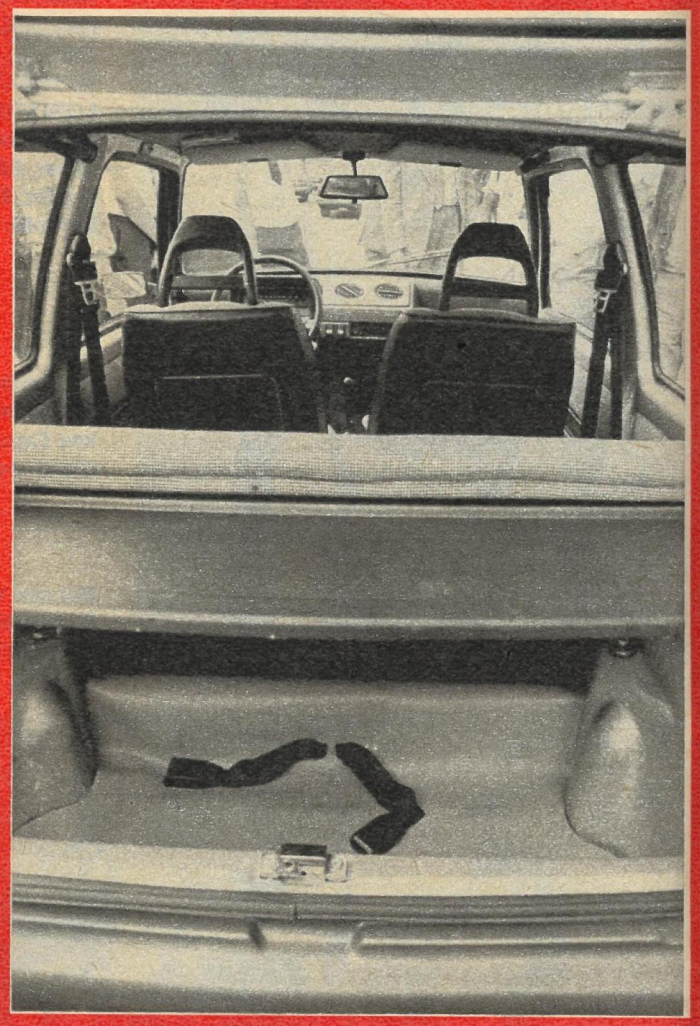
Bui van Ve, Vietnam, DSCHUNKE IN DRACHENFORM AUS DER DINHDYNASTIE, Bambus (unten).





Adelaida Herrera, Kuba, TROMMEL (Behältnis). Leder (oben).

P. Dshur/Zandshjatar, Mongolei, SCHACHSPIEL. Holz, Knochen (Foto links).



Klein, aber OKA

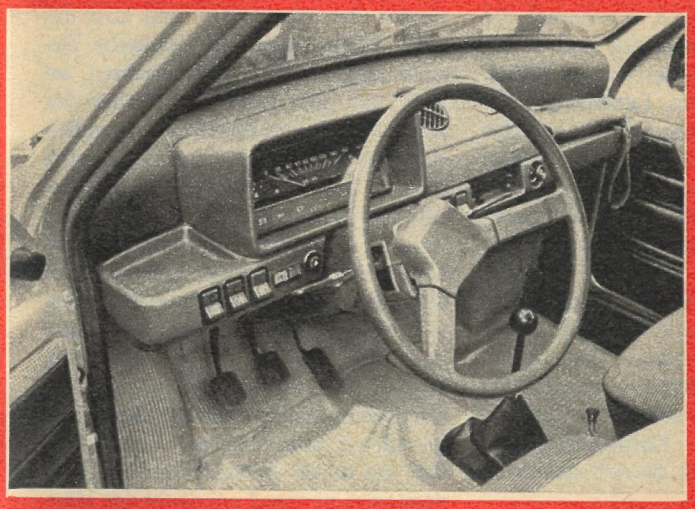
Volkmar Billeb, Moskauer Fotokorrespondent der FREIEN WELT, hat schon des öfteren seinen siebten Sinn für Automobil-Novitäten bewiesen. So auch bei diesem schon auf den ersten Blick sympathisch wirkenden PKW. Er hatte kein polizeiliches Kennzeichen. An dessen Stelle prangten die Buchstaben „WAS 1111": Nüchterne Typenbezeichnung für den neuen sowjetischen Kleinwagen OKA. Die Buchstaben WAS nennen die Stätte, an der gegenwärtig die Serienreife des Kleinen vorbereitet wird: WAS, das Wolga-Automobilwerk. Wie der 1. Stellvertreter des WAS, Alexej Nikolajew, kurz zuvor gegenüber FREIE WELT betont hatte, betrug die Entwicklungszeit dieses jüngsten Sproß der LADA-Familie nur fünf Jahre vom ersten Gedanken bis zum hier vorgestellten Prototyp. Der Wagen gilt bei den Autowerkern in Togliatti sozusagen als „Zwischenglied" zu einer für die neunziger Jahre angesagten völlig neuen WAS-Reihe. Mit 650 Kilogramm Eigenmasse ist er für vier Personen zugelassen. Seine „Spitze" wird mit 120 km/h angegeben. Vom Werk wurden uns folgende Verbrauchswerte genannt: 3,5 l auf 100 km bei 70 km/h und 4,2 l bei 90 km/h. Der Zweizylindermotor (650 cm³) kommt aus den Motorenwerken Serpuchow an der Oka (daher der Name!) Er liegt quer im Motorraum. Wie unser Foto zeigt, wurde dort auch das Reserverad untergebracht. Ein kontaktfreies elektronisches Zündsystem soll den OKA sehr zuverlässig machen. Die 12-V-Batterie hat an Volumen, nicht

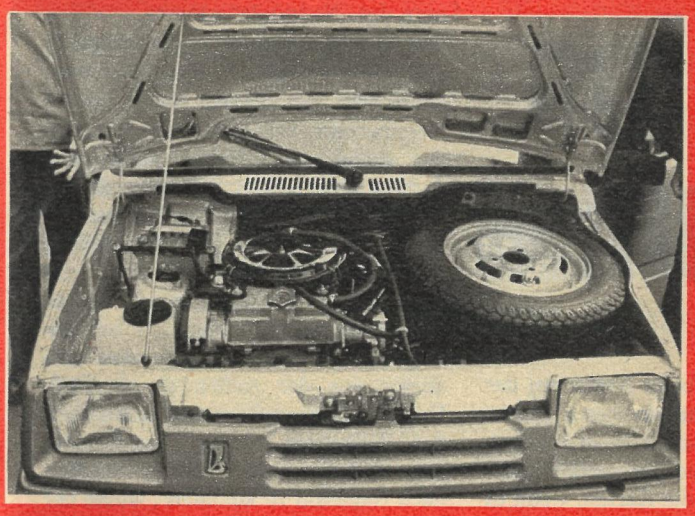
Sportvariante

Dacia 1410 Sport heißt dieses attraktive rumänische Coupé. Gefertigt unter weitgehender Verwendung von Elementen der Limousine 1310/1410 TLE ist es dennoch eine eigenständige Entwicklung. Der Radstand wurde um 200 mm verkürzt. Die Gesamtfahrzeuglänge schrumpfte um 197 mm, die Leermasse sank um 60, die Gesamtmasse um 130 kg – wobei der Fronttriebler ein Achslastverhältnis nahe 1:1 erreichte. Das sichert ihm diesbezüglich ein hervorragendes Fahrverhalten. Die Untersteuerungstendenz der nur mit dem Fahrer besetzten Limousine nimmt beim Coupé mit zunehmender Belastung schneller ab. So erweist es sich nicht nur von der Optik her als sportlicher Typ, sondern auch in Kurvenverhalten und Straßenlage. Der Bugvorsatz aus Plast trägt die großflächigen Breitscheinwerfer (H 4) des Oltcit. Die Heckwand ist limousinenidentisch. Durch breite Türen (mit Ablage!) gelangt man auf ausgeformte Sitze mit Kopfstütze und – nach Entriegeln von deren Lehne – in einen Fond, der für Kinder oder Halbwüchsige konzipiert ist.

Genau daran wird deutlich, daß der Dacia Sport vor allem ein „Familiencoupé" ist. Handliches Lenkrad, deutliche Instrumente (mit Drehzahlmesser) – überhaupt ein Gerätebord, das nichts zu wünschen übrig läßt. Als Extra die Heckfensterblende, serienmäßig Frontspoiler, kappenlose Räder, dazu zugkräftiger Motor, 5-Gang-Getriebe mit VK-sparendem Schnellgang i = 0,85, Zahnstangenlenkung, Servobremsanlage, vorn Einzelradaufhängung mit Scheibenbremsen, hinten leichte Starrachse mit ALB, rundum Schraubenfedern und Fahreigenschaften, an die man sich nicht erst gewöhnen muß, charakterisieren das Coupé ansonsten. Kürzlich wurde der 65 000. Dacia (ein 1310 TX) aus Piteşti in die DDR geliefert.

SHK





aber an Leistung verloren. Künftig gehört sie zur Ausstattung aller WAS-Modelle. Fast selbstverständlich, daß OKA Vorderradantrieb hat. Für seine Konstruktion wurden vereinheitlichte WAS-Baugruppen verwendet. Verschiedene Details des OKA zeigen die Familienähnlichkeit. So das Armaturenbrett (in verkleinerter Form) und die Türgriffe. Zwei breite Seitentüren ermöglichen bequemes Ein- und Aussteigen; die große Klappe am interessant gestalteten Fließheck ermöglicht, den kleinen Gepäckraum ohne Akrobatik zu beladen. Plastbeschläge an der Karosserie (Unterränder der Kotflügel und Türen) sollen korrosionshemmend wirken. Auffallend die sehr schräge Frontscheibe mit nur einem Scheibenwischer. Die Schöpfer des OKA sind der Meinung, daß ihr Wagen von Technik und Design längere Zeit serienbeständig ist.

Willi Heinrich

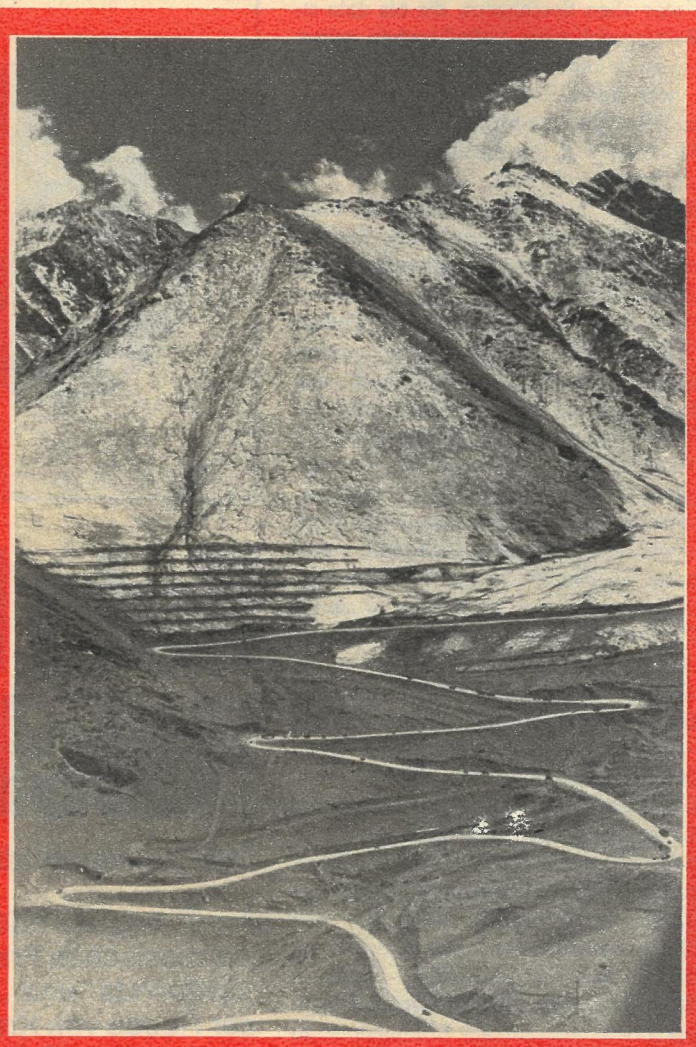
PS-Nachrichten

175 NEUE AUTOBAHNKILOMETER stellen die bulgarischen Straßenbauer bis zum Fünfjahrplanende 1990 fertig. Außerdem sind die Rekonstruktion von 130 Boulevards in Bezirksstädten sowie von 1500 Kilometern des übrigen Straßennetzes vorgesehen. Durch Umgehungsstraßen wird der Transitverkehr aus 80 Ortschaften verbannt.

BIS 100 km/h DARF DER NIWA ab sofort auch in der DDR gefahren werden. Für das geländegängige Mitglied der LADA-Familie mit der Typenbezeichnung 2121 war zunächst eine Geschwindigkeitsbeschränkung von 80 km/h festgelegt worden.

ZWEI TUNNEL und eine Brücke auf 80 m hohen Stützpfeilern gehören zur neuen Umgehungsverbindung für den georgischen Schwarzmeerkurort Gagra.

EINE LUKULLISCHE OASE erwartet jetzt ihre Gäste am Kilometer 29 der Autobahn Praha-Brno. Sie ist über die Anschlußstelle Chocerady zu erreichen. Abdrücke nackter Fußsohlen geleiten die Besucher durch die gastronomische Neuheit (mit Restaurant, Snack- und Grillbar), die „Nahač" genannt wurde, was soviel bedeutet wie Nackedei. Täglich von 8 bis 21 Uhr ohne Ruhetag lädt „Nahač" zu den beliebten Nationalgerichten ein. Bis 1990 wird die Raststätte durch ein 70-Betten-Motel komplettiert.



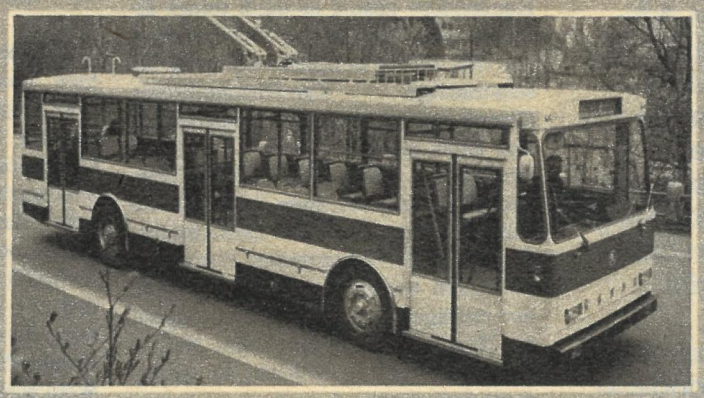
Kirgisische Kurven

Daß Sommerfahrten uns bisweilen wegen Temperaturen und wegen Verkehrsdichte Schweißperlen auf die Stirn treiben, ist eine Binsenweisheit. Kirgisische Autofahrer haben dabei aber noch atemberaubende Serpentinen auszusteuern wie die auf der Fernverkehrsstraße von ihrer Hauptstadt Frunse zur zweitgrößten Stadt der Republik, Osch. Die 600-Kilometer-Trasse durchquert die wilden Berge des Tienschan (höchste Erhebung: Pik Pobeda mit 7439 m) in der Nord-Süd-Richtung. Eine Eisenbahnlinie verbindet beide Städte ebenfalls, muß aber das schroffe Gebirge umgehen. Deshalb dauert die Reise per Schienenweg volle zwei Tage, und viele ziehen die Straße vor.

S. Meteliza

Dacia-Daten

MOTOR: Typ 102-00: Vierzylinder-Viertakt-Reihenmotor, OHV, flüssigkeitsgekühlt; mit 5-Gang-Getriebe und Differential zu längsstehendem Frontantriebaggregat verflanscht; Motor vor der Achslinie
HÖCHSTLEISTUNG: 48 kW/65 PS bei 5500 U/min
RADSTAND: 2241 mm
SPUR V/H: 1314 mm/1312 mm
LÄNGE/BREITE: 4151 mm/1610 mm
HÖHE LEER/BELASTET: 1295 mm/1250 mm
BODENFREIHEIT LEER/BELADEN: 132 mm/85 mm
WENDEKREISDURCHMESSER: 10,5 m
LEERMASSE: 900 kg
ACHSLASTEN DABEI V/H: 530 kg/370 kg
ZULADUNG: 330 kg
ZUL. FAHRZEUG-GESAMTMASSE: 1230 kg
ZUL. ACHSLASTEN V/H: 610 kg/620 kg
HÖCHSTGESCHW.: 150 km/h
KRAFTSTOFFVERBRAUCH I. M.: 6,25 bis 7,25 l/100 km



ŠKODA-Obusse

Ein ŠKODA-Oberleitungsbus vom Typ „14 Tr" bei seiner ersten Ausfahrt in Ostrov nad Ohří. Im 8. ČSSR-Fünfjahrplan (bis 1990) wird dieser Betrieb mehr als 2400 Zweiachs- und Gelenktrolleybusse liefern, den Großteil wie bisher in die UdSSR. Das neueste Modell „14 Tr" (bis 100 Fahrgäste, 65 km/h Reisegeschwindigkeit) ist mit einer energiesparenden Thyristorsteuerung ausgestattet. In Weimar, Potsdam und Eberswalde rollen bislang insgesamt zwanzig dieser umweltfreundlichen Stadtverkehrsmittel.

W. T.

La Paloma, ohe!
Taubensanft auf der Chaussee!

Fotos: Volkmar Billeb (6), S. Meteliza, S. H. Karbaum (2), Werkfoto; Redaktion: Klaus Hurrelmann

Vorfahrt-Sprichwort: mobile Gezwungen Ding bestehet nicht!

Kein Eintritt ins Reich der Sonne

Eine Dokumentation von Helmuth Pelzer

Am 7. August 1803 setzten die russischen Fregatten „Nadeshda“ und „Newa“ auf der Reede von Kronstadt alle Segel zur Reise um die Welt. Ein junger Kommodore führte die Expedition: Adam Johann von Krusenstern. Er wagte die risikoreiche Fahrt (siehe unsere Karte), um den Beweis zu erbringen, daß die Siedlungen auf Kamtschatka und die russischen Niederlassungen an der Küste Alaskas weitaus günstiger über Atlantik und Pazifik hinweg zu versorgen sind. Zugleich weitete er mit seiner dreijährigen Weltumseglung die Reihe russischer geographischer Entdeckungen zur See in neue, kaum erforschte Räume aus, bahnte nachfolgenden Weltumseglern und Entdeckern den langen Weg durch die Meere und Ozeane.
Zu Japans Küste steuerte Krusenstern in besonderer Mission: Rußlands Zar suchte zum japanischen Tenno diplomatische und kommerzielle Kontakte zu knüpfen – mit Hilfe einer repräsentativen Gesandtschaft seines Hofes und reicher Geschenke.

Karte: Jochen Arfert, Foto: Archiv

Unter allen Seefahrern, die bis dato zu Weltumseglungen aufgebrochen waren – und so mancher kehrte nicht zurück – war Adam Johann von Krusenstern unbestreitbar der jüngste: noch keine 33 Jahre alt. Für ihn erfüllte sich mit dieser Fahrt ein Traum.
Noch auf der Seereise im Jahre 1799, heimwärts von Kanton nach Europa, hatte Krusenstern, damals zeitweiliger Offizierspraktikant in der englischen Flotte, einer Denkschrift seine Gedanken darüber anvertraut, wie „unumgänglich nötig“ es sei, „daß Schiffe aus der Ostsee um das Kap Hoorn oder das Vorgebirge der Guten Hoffnung herum nach der Nordwest-Küste von Amerika geschickt werden“. Denn ebendort hatte die Russisch-Amerikanische Kompanie, eine Handelsgesellschaft russischer Großkaufleute, mit mehreren Niederlassungen Fuß gefaßt, wobei sie ihr Pelzwerk auf beschwerlichen, risikoreichen und zeitraubenden Wegen – hinweg über Bering-Meer und Ochotskisches Meer sowie quer durch Sibirien – nach China und ins europäische Rußland verschickte.
Indessen: Drei volle Jahre verstaubte Krusensterns Denkschrift in den Archiven, ehe eine Order den Verfasser überraschend nach Petersburg befahl. Der junge Zar Alexander I., gerade den Thron bestiegen, betraute Krusenstern höchstselbst mit der Ehre, die erste Weltumseglung unter russischer Flagge vorzubereiten und als Kommodore zu leiten.

Todesgefahren im Taifun

Nebel und Nieselregen, Sturm und Monsungüsse begleiteten die „Nadeshda“ auf ihrer Fahrt nach Süden. Unter Deck gab es kaum noch einen Winkel, wo nicht irgendwelche Leute logierten. Der Gesandte Resanow hatte in Peter-Pauls-Hafen (Petropawlowsk) darauf bestanden, daß ihn und sein Gefolge auch noch eine Ehreneskorte von acht Soldaten nach Japan begleitete. Also trug die 450-Tonnen-Fregatte nunmehr 89 Menschen an Bord.
Am 21. Tag der Reise, bei strahlender Sonne, schallte vom Ausguck im Mastkorb der Ruf über Deck: „Land voraus!“ Die Koordinaten vergleichend, war sich Krusenstern sicher, daß vor der „Nadeshda“ die Südwestspitze von Shikoku lag, und er begann, die Küste näher zu erkunden. „Unser Kapitän, dieser vortreffliche Nautiker und Geograph“, bemerkte Heinrich Langsdorff, deutscher Naturforscher und Teilnehmer der Expedition, „beschäftigte sich nun stündlich mit der genauen Bestimmung dieser unbekannten... Gegend.“ Die Arbeit wurde, als der Dreimaster vor der Südostküste von Kyushu segelte, am vierten Tag durch einen Taifun jäh unterbrochen.
Langsdorff berichtete: „Die Wellen rollten in fürchterlichen Massen an, und die über uns hinwegfegenden Wolken verdunkelten die Sonne so, daß wir gegen 1/2 5 Uhr in tiefe schreckliche Nacht eingehüllt waren. Das Steuerruder war bereits angebunden und ohne Bedienung; wir waren ein Spiel der Wogen. In jedem Augenblick mußten wir befürchten, daß die knarrenden Masten über Bord gehen würden...“ Eine ungeheure Woge schlug aufs Achterschiff, „fegte die Galerie weg, durchbrach die Wand der Kapitänskajüte und setzte diese vollkommen unter Wasser. Möbel, Bücher, Instrumente, Landkarten, die für Japan bestimmten Geschenke, alles schwamm in der Kajüte umher. Man sprach den Matrosen Mut zu, das Leck... zu dichten, aber ein jeder dachte: Es ist ja doch umsonst, wir sind verloren...“
Doch dieses Schicksal erfüllte sich nicht! Die „Nadeshda“, obschon schwer angeschlagen, durchstand den Taifun. Krustenstern manövrierte wieder gen Land, und er setzte seine – vor fünf Tagen begonnenen – Kartierungen von Japans „verbotener Küste“ behutsam fort. Denn bereits beim Ansteuern der fremden, zumeist nur in vagen Umrissen bestimmten Küste hatte er erkannt, daß sich weder er noch irgendein anderer Seefahrer „auf die Karten, wenn es gleich die besten waren, die vorhanden sind, nicht im geringsten verlassen“ durfte. Gewissenhaft verzeichnete der Kommodore den Küstenverlauf, die Lage von Inseln, Buchten, Landvorsprüngen. Mehreren der von ihm erstmals bestimmten Kaps und Landerhebungen verlieh er in seiner Karte die Namen russischer und anderer Seefahrer, Seehelden und Forscher.

Nach tagelangem, mühevollem Aufklaren an Bord konnte die Fregatte wieder halbwegs Segelzeug setzen, und ungefährdet kreuzte sie durch die Meerenge im Süden von Kyushu, der südlichsten der vier japanischen Hauptinseln. Dem Kommodore gelang es dank seines Eifers, in das Verwirrspiel früherer Karten, von denen beispielsweise jede die seinerzeitige Van-Diemen-Straße (Osumi-kaikyo) ganz verschieden – und dabei allesamt falsch – lokalisierten, endlich erhellendes Licht zu bringen. Und eben auf diese Weise, so äußerte Krusenstern mit Genugtuung, „erhielten die Geographen Europas... die ersten bestimmten Kenntnisse von der richtigen Lage der Küsten Japans um Nagasaki herum durch eine Nation, von welcher sie es vielleicht am wenigstens erwarteten...“

Geduldsproben und Ungewißheit

Es war am 8. Oktober 1804, frühabends, als die „Nadeshda“ bei schwachem Wind unter allen Segeln – gefolgt von einem japanischen Wachboot – in die klippenreiche, hügelumsäumte Bucht von Nagasaki einlief. Auf der äußeren Reede ließ die Fregatte Anker fallen. Nach einunddreißigtägiger Fahrt von Kamtschatka hatte Krusenstern das zweite wichtige Reiseziel der Expedition erreicht. Boote ruderten heran, umringten den Dreimaster, und kurz danach kamen mehrere japanische Beamte, begleitet von Dolmetschern, an Bord, um sich nach dem Woher des Schiffes und dem Begehr der Fremden zu erkundigen. Als erstes verlangten sie, weil strenge Landesgesetze es so bestimmten, „alles Pulver und Gewehre vom Schiff zu nehmen“. Anderntags erneuerten höherrangige Emissäre des Gouverneurs die Forderung. Nachdem Krusenstern dies zugestanden hatte und vollziehen ließ, wurde die Fregatte, bugsiert von sechzig Booten, zur inneren Reede, näher nach Nagasaki hin, geschleppt, aber auch dort augenblicklich mit einem Bootskordon umgeben, damit sich niemand unerlaubt den Männern der „Nadeshda“ näherte...
Die Mission Resanows, Schwiegersohn des Allgewaltigen der Russisch-Amerikanischen Kompanie und Titular-Kammerherr bei Hofe, war während der abendlichen Tischgespräche wiederholt Gegenstand lebhafter Erörterungen gewesen. Denn jedem war gut bekannt, daß sich das große fernöstliche „Reich der aufgehenden Sonne“ – infolge äußerer Niederlagen und anhaltender innerer Machtkämpfe – seit länger als anderthalb Jahrhunderten hartnäckig von der Außenwelt abschloß. Unter allen Europäern war es lediglich den Holländern erlaubt, „von Batavia aus... jährlich mit 2 kleinen Schiffen nach Nagasaki zu kommen“, wußte der Kommodore. Unabwägbar waren daher die Chancen für Resanow und seine Gesandtschaft, die man quasi im letzten Moment vor der Abreise aus Petersburg – und mitnichten zu Krusensterns reinster Freude – beschlossen hatte. Denn Hof und Kompanie (die dem Zarenhaus profitverheißende Aktien angedient hatte) erinnerten sich daran, daß seinerzeit Kapitän Laxmann, als er 1792 auf Jesso (Hokkaido) landete, um im Auftrag Katharinas II. mehrere Japaner – die einige Zeit zuvor auf den Alëuten gestrandet waren – von Ochotsk in die Heimat zurückzubringen, „wider Erwarten gut aufgenommen wurde und die schriftliche Erlaubnis zurückbrachte, daß jährlich ein russisches Schiff zum Handel nach Nagasaki kommen könnte, jedoch nur nach Nagasaki“, gab Krusenstern zur Vorgeschichte kund. Vornehmlich auf jenen Geleitbrief, verbunden mit einer Vielzahl kostbarer Geschenke, die der russische Zar dem japanischen Tenno sandte, sowie auf vier Japaner (die 1796 an Rußlands Küste gescheitert waren und nun mit der „Nadeshda“ heimkehrten), setzten der Gesandte und der Kommodore ihre Erwartungen.
Wohl wissend, daß allein schon der Weg des Gesandten zum Kaisersitz nach Jeddo (Tokio) und zurück mindestens zwei Monate erforderte, rechnete Krusenstern damit, in Nagasaki „wenigstens 6 Monate zubringen“ zu müssen. Vorerst blieb er daher guter Hoffnung, zumal der Gouverneur fürs „leibliche Wohl“ auf der „Nadeshda“ vorzüglich sorgen ließ: Boote brachten täglich Fisch, Reis, Geflügel, Gemüse und anderen Proviant zum ankernden Schiff. Doch bald wandelten sich die Gefühle und die Stimmung des Kommodore.

Zum Beispiel bedurfte es einer „Unterhandlung von wenigstens sechs Wochen“, bevor der Gesandte, seine Begleiter und die Schiffsoffiziere erstmals ihren Fuß auf japanischen Boden setzen konnten, und auch das nur auf einem schmalen, kahlen Uferstreifen, der „mit einer hohen Wand von Bambusrohr umzogen“ und durch zwei Wachhäuser gesichert war. Weitere vier Wochen verflossen, ehe der Gouverneur den Gesandten einlud, ein – speziell für ihn hergerichtetes – Haus am Strand der schmalen Landzunge Megasaki, entfernt von Stadt und Hafen, zu beziehen. Doch überzeugte sich der Kommodore bald davon, daß „die sieben Türme von Konstantinopel schwerlich so wohlverwahrt“ waren wie Resanows Residenz. Erst am 23. Dezember, zweieinhalb Monate nach dem Eintreffen vor Nagasaki, wurde die „Nadeshda“ zum inneren Hafen bugsiert. Das Ausladen der Geschenke, wozu auch zwei kolossale, kostbar mit Gold und Edelsteinen gefaßte Spiegel gehörten, begann. Als Krusenstern einen der Dolmetscher fragte, „auf welche Art man diese großen Spiegel nach Jeddo transportieren würde“, bekam er zu hören, „man würde sie hintragen lassen“, ungeachtet, daß „jeder Spiegel wenigstens 60 Personen erforderte, die alle halbe Meile gewiß abgelöst werden müßten“. Doch gab ihm der Dolmetscher zu verstehen, „daß für den Kaiser von Japan nichts unmöglich sei“. Und zum Beweis erzählte er, daß „vor zwei Jahren der chinesische Kaiser dem Kaiser von Japan einen lebendigen Elefanten zum Geschenk gemacht habe, welcher von Nagasaki nach Jeddo getragen worden sei“. Die allgegenwärtige Macht des fernen Tenno war für die Männer der Gesandtschaft wie der Expedition auf Schritt und Tritt zu spüren. Dies über weitere Monate hindurch…

Die hinderliche Staatsräson

Kuriere ritten hin nach Jeddo, kamen her aus der Kaiserstadt, brachten Ende Januar – kurz vorm japanischen Neujahrsfest – Nachricht, wovon die Dolmetscher geheimnisvoll raunten, „daß man in Jeddo einen Reichsrat versammelt habe“, der über die russische Mission beratschlage. Drei Wochen später gab der Oberdolmetscher zu wissen, „daß der Kaiser einen Bevollmächtigten… nach Nagasaki abgeschickt habe“, und zwar einen Amtsträger „von so hoher Würde, daß er… die Füße des Kaisers sehen durfte“, notierte Krusenstern über das Gespräch. Und weil er die richtigen Schlüsse daraus zog, spornte er die Männer der „Nadeshda“ an, mit verstärktem Eifer „das Schiff in segelfertigen Zustand zu setzen“. Noch sechs weitere Wochen verstrichen, bis der kaiserliche Unterhändler in Nagasaki eintraf; unverzüglich begannen die Vorverhandlungen. Dabei erwies sich als schwierigstes Problem, auf welche Weise die russischen Abgesandten bei der Audienz die Ehrenbezeigungen zu leisten willens waren. Weil Resanow – der nicht minder namens seines Herrschers sprach – sich zu keinerlei Zugeständnis bereitfand, räumten die Japaner letztlich ein, „daß der Gesandte dem Repräsentanten des japanischen Kaisers ein europäisches und nicht ein japanisches Kompliment machen sollte“, wobei letzteres bedeutet hätte, daß die Vertreter des großen Rußland genötigt gewesen wären, sich vor dem Würdenträger des Hofes auf Knie und Hände niederzuwerfen. Hingegen gestand Resanow zu, „ohne Degen und Schuhe zu erscheinen“.

Ein prächtiges, überreich mit Seidenstoffen drapiertes und mit Fahnen geschmücktes Boot holte den Gesandten und seine Suite zur Überfahrt nach Nagasaki ab. Fahnenträger und in Reihen kniende Offiziere empfingen sie an Land, führten den Zug zum Gouverneurspalast an. Der Gesandte und seine Ehrenbegleiter wurden in Sänften getragen. Eine Eskorte von Soldaten und zahllose Beamte niederer Ränge schlossen die diplomatische Prozession ab. Allerdings gab es für die Gäste auf ihrem Weg durch Nagasaki „nichts von den Baulichkeiten und dem Volk zu sehen“, denn die Häuser waren allesamt „mit Vorhängen oder mit Strohmatten und Bambusgittern verdeckt… Im Grunde genommen wurden wir gleichsam mit verbundenen Augen durch einen weiten Teil der Stadt geführt… Als Grund dafür gaben die Dolmetscher an, daß das gewöhnliche Volk nicht würdig sei, einen so vornehmen Mann wie unseren Gesandten von Angesicht zu Angesicht zu schauen“, überlieferte Heinrich Langsdorff.

Dagegen verlief an jenem regnerischen 5. April 1805 auch das „Zeremoniell der Audienz“ nicht ohne gewissen Pomp: „Der Abgesandte aus Jeddo und die beiden Gouverneure (jeweils zwei Fürsten wechselten sich halbjährlich im Amt des Gouverneurs ab – H. P.) knieten fast in der Mitte des Saales, hinter jedem von ihnen hielten die Diener den Degen ihrer Herren quer über deren Haupt… Die Dolmetscher knieten zu beiden Seiten; der übrige Saal war von Rittern und Vornehmen angefüllt.“ Nachdem weitschweifig gegenseitige Höflichkeiten ausgetauscht worden waren, bekam der Gesandte „in feierlicher Weise… eine große Schriftrolle überreicht“. Sie verzeichnete die überaus geschickte, freilich abschlägige Antwort des Tennos: „In den ältesten Zeiten wäre es Schiffen aller Nationen erlaubt gewesen, ungehindert die Japanischen Inseln anzulaufen“, gab Langsdorff wider. „Seit etwa 150 Jahren hätten jedoch die damaligen Kaiser allen ihren Nachfolgern ein schweres Verbot auferlegt, daß kein Japaner das Reich verlassen dürfe, und hätten nur den Holländern, Chinesen und den Bewohnern der Riu-Kiu-Inseln sowie den Koreanern erlaubt, nach Japan zu kommen.“ Zwar sähe der Tenno „die Ankunft des zweiten russischen Schiffes als einen persönlichen Freundschaftsbeweis des russischen Zaren“ an, und er wisse auch, daß ihm „dieser reiche Monarch durch den Gesandten viele kostbare Geschenke zugeschickt“ habe. Aber: „Wenn er diese annähme, müßte er nach Landessitte einen Gesandten mit Gegengeschenken zum russischen Zaren schicken. Dies sei aber auf Grund des genannten Verbotes nicht möglich, und so könne er weder den Gesandten noch die Geschenke annehmen…“

Alle Einwände Resanows blieben ungehört. Ihm wurde zu allem übrigen noch mitgeteilt, es möge „kein weiteres russisches Schiff je wieder nach Japan kommen“. Doch befahl der Tenno, Krusensterns Fregatte „für zwei Monate mit Proviant zu versorgen und dazu noch 2000 Säcke Salz (zu 30 Pfund), 100 Säcke Reis (zu 150 Pfund) und 2000 Gebund der feinsten japanischen Rohseide zu geben“ – als kaiserliches Geschenk. Nachmittags um vier Uhr endete die Audienz, die Herren der Gesandtschaft wurden in ihren Sänften – nunmehr ohne jeglichen Aufzug – zum Boot zurückgetragen.

★

Sechs Monate und zehn Tage hatte der Aufenthalt der „Nadeshda“ in Nagasaki gedauert. War auch Resanows Mission kein Erfolg beschieden, so brachte doch Krusenstern – erstmals nach Jahren und Jahrzehnten – wieder verbindliche Nachrichten aus dem nah-fernen Japan nach Rußland und Europa. Die Rückreise nach Kamtschatka, diesmal durch Japanisches Meer, La-Pérouse-Straße und die Inselengen der Kurilen, nutzte der Kommodore, um große Teile der West-, Nordwest- und Nordküste Japans zu kartieren. Als erster europäischer Seefahrer durchfuhr er dabei die Tsushimastraße – die bis weit in unser Jahrhundert hinein Krusensterns Namen trug –, dann bestimmte er, mit der „Nadeshda“ erstmals tief in die Meerenge einsegelnd, die genaue Lage und exakte Breite der Meerenge Tsugaru-kaikyo, die Japans Hauptinseln Honshu und Hokkaido voneinander trennt.

Route der „Nadeshda“ (Krusenstern)

gemeinsame Fahrt der „Nadeshda“ und „Newa“

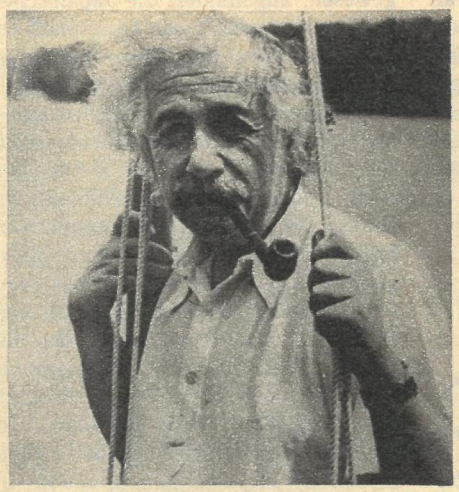
Route der „Newa“

Im nächsten Heft:

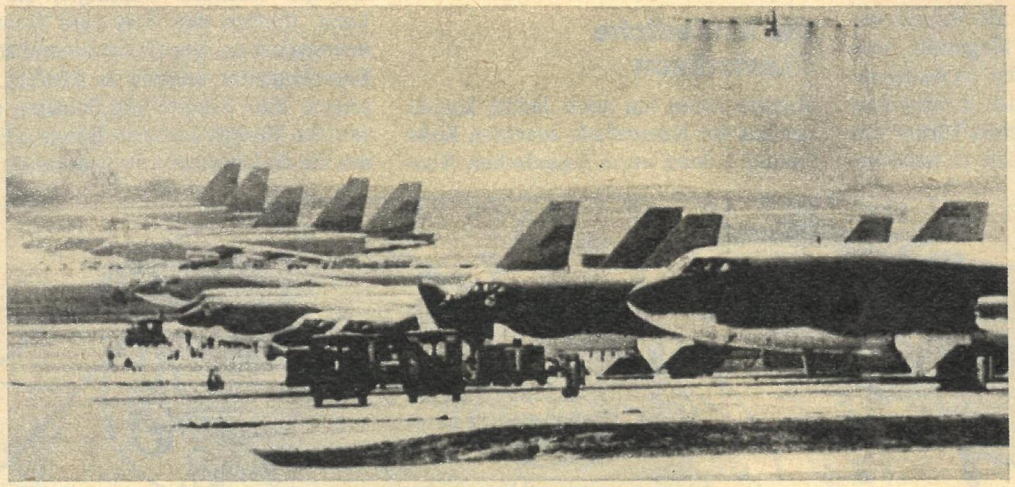
Nach Sachalin – der Insel im Nebelmeer

Tatsachen, Hintergründe, Personen – Szenen aus der Geschichte der Abrüstung von Jürgen Jessel

DIE STEINZEIT IST FÜR IMMER VORBEI



Einstein: Umdenken tut not



Stützpunkte in aller Welt: Wo liegt Amerikas Grenze?

Carter und Breshnew: SALT

Der Weltraum frei von Waffen, die Erde befreit von Atombomben und Raketen, die konventionelle Rüstung weltweit beschränkt – Utopie oder reale Chance? Nicht zum erstenmal liegen vernünftige, realisierbare Vorschläge der Sowjetunion auf dem Tisch.

In unserem Jahrhundert redeten Politiker schon über allgemeine Abrüstung, bevor der erste Weltkrieg ausbrach. Da blieben die Staatsmänner noch unter sich, die Krieg für ein Mittel der Politik, für selbstverständlich und unvermeidbar, und Rüstung also für unentbehrlich hielten. Als die Waffen des ersten großen Krieges schwiegen, waren sie nicht mehr unter sich. Eine Regierung erhob ihre Stimme, die aussprach und bewies, daß Krieg Menschenwerk ist, also vermeidbar, und Rüstung also entbehrlich. Diese Stimme gehörte dem Land der Sowjets. Und sie ist nicht verstummt. Gleichgesinnte haben sich mit ihr vereint, Bundesgenossen, Partner im Geist der Vernunft. Gemeinsam verteidigen sie den Frieden und fordern die Abrüstung, die heute, bei Strafe des Untergangs für alle, unvermeidlich geworden sind.

Mit dem gängigen Werbeslogan open sky, zu deutsch: offener Himmel, flog Präsident Eisenhower im Sommer 1955 zum Gipfeltreffen nach Genf. Open sky leuchtete schlichten Gemütern auf Anhieb ein. Die USA und die UdSSR, so Eisenhower, sollten den Himmel über ihrem Territorium für Erkundungsflugzeuge der anderen Seite öffnen – Sicherheit durch wechselseitige Kontrolle.

Was wollten die Amerikaner in der Sowjetunion fotografieren? Die „Saturday Review" wußte Bescheid: „Der Hauptwert der Aufnahmen besteht darin, daß sie Informationen über die Objekte liefern, gegen die der Schlag geführt werden muß." Und was sollten sowjetische Flugzeuge in den USA fotografieren? Weizenfelder und Disneyland. Was die Sowjetunion lebensgefährlich bedrohte, war zwischen Kalifornien und Florida überhaupt nicht zu entdecken. Interkontinentale Raketen existierten noch nicht. Die für Moskau und Leningrad bestimmten Atom- und Wasserstoffbomben lagen griffbereit auf Stützpunkten rund um die UdSSR, Tausende Meilen von den USA entfernt.

Als der zweite Weltkrieg zu Ende ging, besaßen die USA nach eigenen Angaben 484 Militärstützpunkte in anderen Ländern, und sie dachten nicht im Traum daran, auch nur einen aufzugeben. Die UdSSR gab ihre beiden einzigen ausländischen Stützpunkte 1955 an China und Finnland zurück. Heute verfügen die USA, zählt man die Radarstationen mit, über rund 7000 Stützpunkte, davon etwa 400 in der Nähe der sowjetischen Grenze. Oder der amerikanischen Grenze? Unsere Grenze, verkündete vor Jahren ein Verteidigungsminister der USA, verläuft von Norwegen über den Persischen Golf und Japan nach Alaska.

Über den Stützpunkten, das verstand sich für Eisenhower von selbst, blieb der Himmel fest verschlossen. Natürlich erwartete der Präsident nicht, daß die Sowjetunion auf seinen billigen Trick hereinfallen könnte. Der Ablehnung sicher, machte er sein Betrugsmanöver zur Vorbedingung: Ohne open sky keine Abrüstung. Als die Sowjetunion die Gleichung umdrehte – zuerst ernsthafte Abrüstung, dann zu ehrlichen Bedingungen open sky – erhob sich das übliche Geschrei: Moskau blockiert die Abrüstung.

Die open-sky-Story kann als Grundmuster gelten, das auch dreißig Jahre später noch benutzt wird.

Moral und Butter

Wenige Jahre nach dem letzten Krieg reiste ein Wanderredner durch die Bundesrepublik, der sich wie ein Missionar unter verstockten Heiden gebärdete. Er nannte sich William S. Schlamm und predigte neuen Krieg. Schlamm ist vergessen, zu Recht, überlebt hat ihn nur ein Wort: „Die ungeheuerliche Essenz des Konfliktes zwischen dem Kommunismus und dem Westen... ist es, daß der Kommunismus am Frieden gedeiht, Frieden will, im Frieden triumphiert. Aber der Westen, wenn er am Leben bleiben will, muß glaubhaft entschlossen sein, Krieg zu führen. Denn auf den Krieg bloß vorbereitet zu sein ist nicht genug."

Ähnliche Gedankengänge bewegten offenbar auch Präsident Truman: daß nämlich „das amerikanische System" – Truman meinte den bekannten „american way of life", also den Kapitalismus – „nicht überleben kann, wenn es nicht von allen Nationen übernommen wird". Zu Ende gedacht: wer sich „unamerikanisch" verhält, muß aus dem Weg. Dieser Logik fielen Allendes Chile und Grenada zum Opfer, nicht aber Vietnam, nicht Kuba und schon gar nicht die Sowjetunion.

Rüstung beschert, wie man weiß, phänomenale Profite. Darf man da von denen, die auf das Waffengeschäft setzen, Einsicht und Moral erwarten, wenn es, wie Truman behauptet, auch noch ums Überleben geht? Noch ist die aus Angstträumen und Selbstüberschätzung gewachsene Illusion lebendig, man könne den Kommunismus, der den Frieden nicht fürchtet und von Abrüstung profitiert, aus der Welt schaffen. Das ist es, was die Rüstung auch dann noch anheizen würde, wenn sie kein so gutes Geschäft wäre.

Und kann man den Kommunismus nicht mit Bomben austilgen, so könnte man ihn vielleicht „totrüsten"? ihn „auszehren", wie die englische Zeitschrift „Economist" erläutert, „ihm ein immer größeres Stück Butter wegnehmen". Kommunisten muß man den Zusammenhang zwischen Rüstung und Butter nicht erklären. „Der Sowjetstaat ist außerordentlich... an einer Senkung der unproduktiven Ausgaben interessiert, die durch die Unterhaltung großer Armeen entstehen", schrieb die Charkower Zeitung „Kommunist" bereits im November 1922, und daran hat sich bis heute nichts geändert.

Und wie steht es mit der amerikanischen Butter? Senator Fulbright wußte es schon vor dem Amtsantritt des jetzigen Präsidenten: Wenn Washington weiterhin „Energien und Talente in die Technologie der Zerstörung investiert..., werden wir die Vereinigten Staaten ruinieren". Auf diesem Weg ist man inzwischen ein gutes Stück vorangekommen. „Mehr als 33 Millionen Amerikaner sind arm; und zu einem beträchtlichen Umfang sind weitere 20 bis 30 Millionen in Not." So steht es in einem Hirtenbrief der katholischen Bischöfe der Vereinigten Staaten. Und da steht auch, daß es der Einsatz „menschlichen Schöpfertums und materieller Ressourcen für die Produktion von Waffen noch schwerer macht, die Probleme der Armut zu lösen".

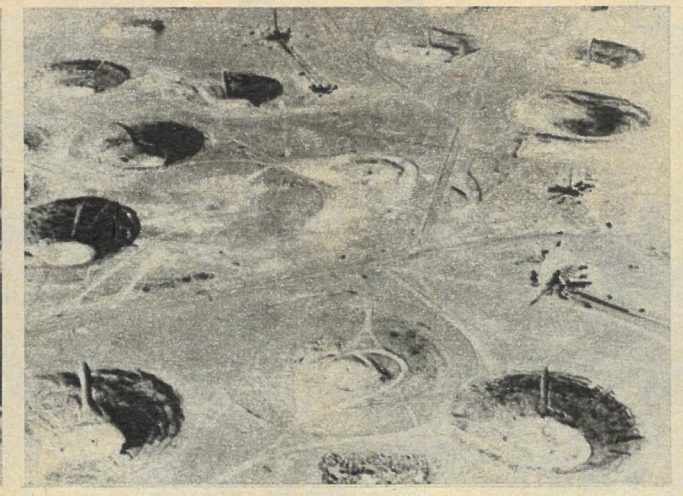
Alle in einem Boot

Die Atombombe, sagt Einstein, hat alles verändert, nur das Denken nicht. Als Mahnung, nicht als Zustandsbeschreibung, gilt sein Wort noch heute. Was Einstein früh voraussah, daß nämlich das entfesselte Atom

Letzte Folge

Präsident Reagan hat einmal gesagt, im Fall einer Invasion außerirdischer Lebewesen würden USA und UdSSR schnell eine gemeinsame Sprache finden. Das mag sein. Aber die tödliche Gefahr, die unserer Welt droht, kommt nicht von außen. In einer Zeit, da die sogenannten Vorwarnzeiten für die mögliche Auslöschung der menschlichen Zivilisation unter die Zehn-Minuten-Grenze gesunken sind, da der Mensch also im Begriff ist, den letzten Rest seiner Entscheidungsfreiheit an die Computer abzutreten, kann niemand mehr Politik mit der Denkweise des 19. Jahrhunderts treiben. Zum Umdenken und zum Handeln sind alle aufgerufen. Auch ohne außerirdische Invasion. Die Sowjetunion hat ihre Bereitschaft erklärt und bewiesen. Die Menschheit hat eine Chance zum Überleben.

T II ist unterschrieben



Atom-Test-Krater: Die USA wollen nicht aufhören

Gorbatschow und Honecker: Vernunft und Realismus

nicht neue Superwaffen, sondern eine veränderte Denkweise fordert, wissen unterdessen viele. Manche allerdings haben es immer noch nicht begriffen.

Krieg war stets schrecklich, auch als er nur mit Lanzen oder Flinten ausgetragen wurde. Aber selbst noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts konnten die auf Krieg Versessenen Gewinn und Verlust abwägen. Daß sie sich tödlich verrechneten, steht auf einem anderen Blatt. Atombomben und Raketen haben solche Rechnungen maximal vereinfacht. Vor fünfzig Jahren, auf der Abrüstungskonferenz des Völkerbundes, feilschten westliche Politiker noch über das Kaliber von Schiffsgeschützen, ohne sich vollends lächerlich zu machen. Inzwischen hat die Waffentechnik einen „Quantensprung" in eine neue Dimension vollführt. Heute steht die Menschheit vor einer Situation, die mit den Denkschemata vergangener Jahrhunderte nicht mehr zu bewältigen ist: gemeinsam überleben oder gemeinsam untergehen.

„Es ist an der Zeit", sagt Michail Gorbatschow, „sich vom Denken in den Kategorien der Steinzeit frei zu machen, als die Hauptsorge darin bestand, sich mit einem größeren Knüppel oder einem schwereren Stein zu bewaffnen."

Zwar gilt unverändert, daß unsere Epoche geprägt wird von der Auseinandersetzung zweier Gesellschaftssysteme. Aber wenn es richtig ist, daß der nächste Krieg die menschliche Zivilisation auslöscht, wenn es richtig ist, daß keiner diesen Krieg gewinnen könnte – und in diesem Punkt waren Gorbatschow und Reagan in Genf einer Meinung –, dann ist es auch richtig, daß die Kontrahenten dieser Auseinandersetzung in einem Boot sitzen. Und dieses Boot ist zum Untergang verurteilt, wenn nicht Vernunft, die alle vereint, jeglichen Konflikt auf das Feld friedfertiger Rivalität begrenzt.

„Ost und West", sagt Erich Honecker, „sind heute in einer Sicherheitspartnerschaft miteinander verbunden, ob sie dies wollen oder nicht." Diese Einsicht zählt seit langem – die Budapester Deklaration des Warschauer Pakts bestätigt es erneut – zu den politischen Grundthesen der sozialistischen Länder. Und wer wissen will, wie auch Staaten von begrenztem Einfluß solche Partnerschaft fördern können, der schaue darauf, wie die DDR den Dialog mit kapitalistischen Ländern, auch und gerade mit dem anderen deutschen Staat, sucht und führt, der sehe sich an, wie SED und SPD miteinander umgehen. „Wir wissen uns eins mit allen in der Welt", sagt Erich Honecker, „die nicht in einem nuklearen Inferno untergehen, sondern leben wollen." Über Meinungsverschiedenheiten, die niemand leugnet, kann man reden, wenn alle ihrer Existenz und der weltweiten Koexistenz sicher sind. Diese allein noch mögliche Welt von morgen hat Michail Gorbatschow auf dem letzten Parteitag der KPdSU skizziert als „eine widersprüchliche, aber in vielen wechselseitigen Abhängigkeiten zusammengehörige, in hohem Maße ganzheitliche Welt".

Zum Zittern verurteilt?

Unterbreitete die UdSSR in der Vergangenheit einen neuen Abrüstungsvorschlag, kamen auf der anderen Seite die Gebetsmühlen in Gang: alles nur Propaganda, nicht ernst gemeint und nicht ernst zu nehmen. So war es, als Tschitscherin 1922 in Genua Abrüstung forderte, so ging es über Jahrzehnte. Es ist dies in der Fülle dummer Argumente sicher das dümmste. Zwischen 1945 und 1978 hat die Sowjetunion über hundert Abrüstungsvorschläge auf den Verhandlungstisch gelegt. Seitdem sind noch einige dazugekommen. Wie oft haben die anderen die Probe aufs Exempel gemacht? Was hat sie gehindert zu prüfen, ob es nur „Propaganda" war oder mehr? Es gab, das ist wahr, auch Vorschläge von anderer Seite. Nicht alle waren von der open-sky-Sorte, und lang ist die Liste der Fälle, in denen die Sowjetunion westlichen Vorstellungen entgegengekommen ist. Geholfen hat diese Kompromißbereitschaft wenig. „Wenn Rußland alle Vorschläge des Westens annimmt, dann könnten die USA gezwungen sein, auf die Durchführung dessen zu verzichten, was sie selbst vorgeschlagen haben." Da sieht man, in welche Verlegenheiten jemand geraten kann, der nur Propaganda treibt. Und wer hat das gesagt? Mr. Finletter, Staatssekretär im Verteidigungsministerium der USA, jener Finletter, der einst mit sieben Wasserstoffbomben die Welt erobern wollte. Leute wie Finletter leben von der unbewiesenen und unbeweisbaren Behauptung, die Sowjetunion stehe ständig auf dem Sprung, den Rest der Welt zu verschlucken. Aber die Finletters allein sind nicht die Vereinigten Staaten. Auch dort ist die Stimme der Vernunft nie verstummt. Zeitweise wurde sie übertönt. Jetzt hat sie wieder an Kraft gewonnen. „Die Grundlage unserer Politik gegenüber der Sowjetunion ist die These von der ständigen, drohenden Gefahr der sowjetischen Aggression. In Wirklichkeit besteht eine solche Gefahr nicht." Wer sagt das? Fred Neal, ehemaliger Berater des US-Außenministeriums für „Probleme Rußlands und Osteuropas".

„Die wirkliche Gefahr, die wirklich ernste Gefahr für unsere Sicherheit kommt von innen." Wer sagt das? Warren Mitchell, Abgeordneter des amerikanischen Kongresses.

Als Gorbatschow vorschlug, die Welt von Kernwaffen zu befreien und den Weltraum von Waffen frei zu halten, damit die Menschheit im Jahr 2000 unter einem friedlichen, klaren Himmel leben kann, antwortete der amerikanische Senator Claiborne Pell, eine Stimme unter vielen, Gorbatschows Angebot sei „die Chance des Lebens", die man nicht vergeben dürfe. Eisenhower hat einmal behauptet, die beiden „Atomkolosse" seien verurteilt, „sich über einer zitternden Welt Auge in Auge böse anzustarren". Das ist nicht wahr: es „waltet" kein Schicksal. Beide, sagt Gorbatschow, beide müssen „die große Wissenschaft erlernen, miteinander zu leben".

„Wenn die Entspannung stabil sein soll... und wenn sie die Grundlage für eine erweiterte Zusammenarbeit sein soll, dann muß sie... auf echter Gegenseitigkeit beruhen. Beide Nationen müssen in unruhigen Gebieten und turbulenten Zeiten Zurückhaltung üben. Beide müssen haargenau jene Abkommen einhalten, die bereits erzielt worden sind, um die Kooperation auszuweiten, beiderseits die Produktion von Kernwaffen zu begrenzen... Keiner von uns beiden sollte die Vorstellung hegen, daß er eine militärische Überlegenheit gewinnen könne... Wir streben nach einer Welt des Friedens... Wir wollen niemanden beherrschen." Wer sagt das? Auch Gorbatschow? Nein, das hat Präsident Carter gesagt, und zwar vor künftigen Marineoffizieren. Da war Carter noch im Amt. Im Sommer darauf unterschrieb er in Wien den SALT-II-Vertrag.

Der weißhaarige Alte fühlte sich einigermaßen erholt, als er in Begleitung von Sekretär und Diener an einem Januartag des Jahres 1886 von Rom aus wieder die Reise nach dem Norden antrat. Über Florenz und Venedig ging es Budapest entgegen, wo er am Dienstag, dem 26. Januar 1886 eintraf.

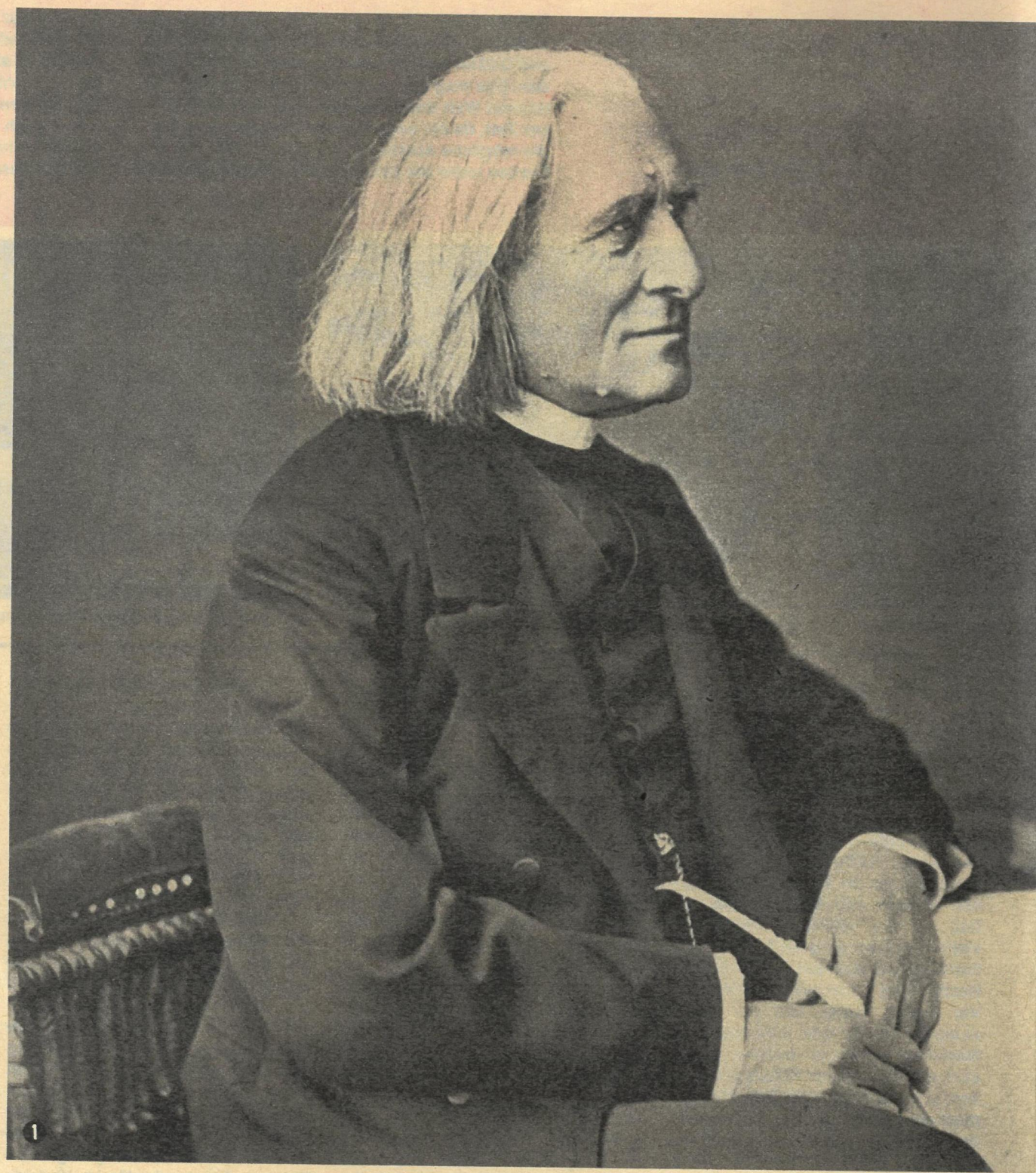
Wieder wurde ihm, dem hochwohlgeborenen **Dr. Ferenc Liszt,** Präsident der Ungarischen Musikakademie, ein ehrenvoller Empfang bereitet.

Hochwohlgeboren? Nun, sein Vater hatte im Dienst des Fürsten Esterházy eine Schäferei verwaltet. Passabler Broterwerb, den er allerdings gern eingetauscht hätte gegen einen Platz in der Kapelle seines Herrn. Als er noch in der Residenz wohnte, war ihm zuweilen ein Violoncellopart anvertraut worden. Nach dem Umzug aufs Land blieb nur noch das Musizieren daheim.

Frühzeitig fiel auf, daß sein Franzl überaus hellhörig wurde, sobald er Töne vom Klavier her vernahm. Musik zog ihn magisch an. Der Vater umsorgte das Talent des Kindes, indem er weitblickend zuwege brachte, daß Einflußreichere sich fördernd seiner annahmen. Über eine Ausbildung in Wien führte der Weg nach Paris. Als die Füße des Jungen gerade die Pedale erreichen konnten, war er schon eine musikalische Berühmtheit.

Der Vater starb, nachdem er die ersten Triumphe seines Sohnes hatte miterleben können. Vieles hatte er geahnt, doch daß es in Ungarn dereinst eine Musikakademie geben und sein Sohn deren Präsident sein würde, das hatte er nicht voraussehen können.

Der Sohn stand im winterkalten Budapest des Jahres 1886 in seinem fünfundsiebzigsten Jahr. Er war dabei, wieder heimisch zu werden in seiner Budapester Wohnung. Es war eine Dienstwohnung in der ersten Etage des Akademiegebäudes. An den Wänden Porträts



1. Franz Liszt um 1870. Fotografie. Liszt-Museum, Budapest.

2. Die Altenburg in Weimar. Aquarell von C. Hoffmann 1859

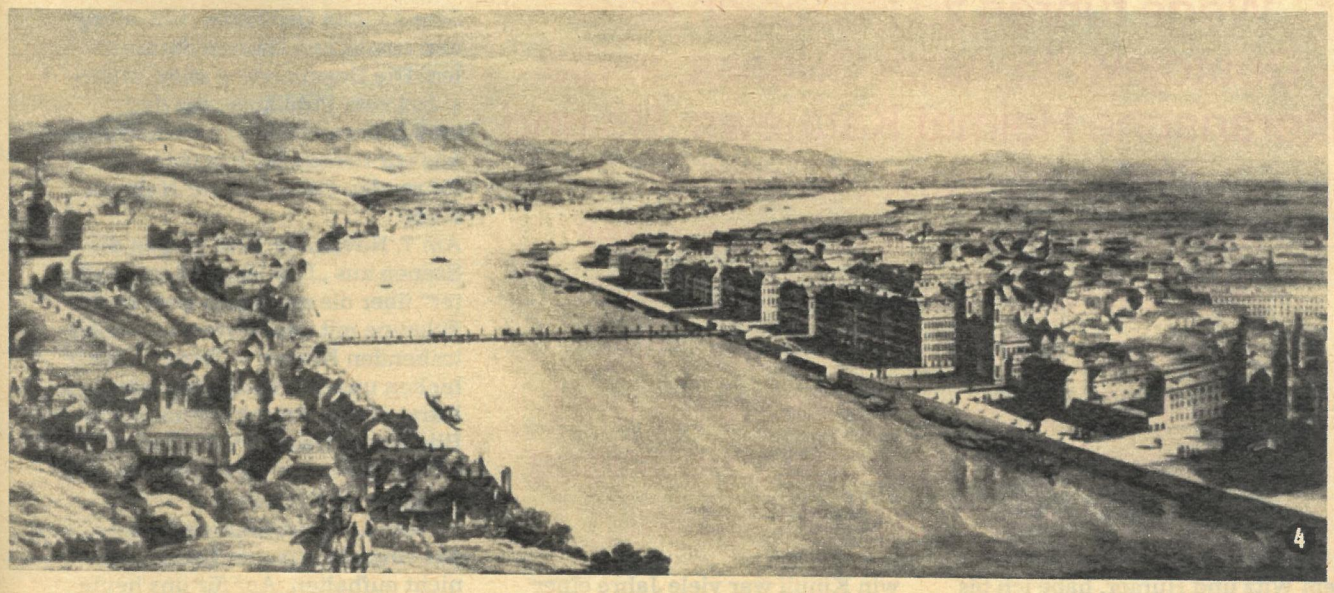
3. Titel der Partitur 1865

– Landschaften – Zeichnungen. Der Fügel, an dem sich des Meisters Schüler versammelten, stand zwischen zwei Mahagonieschränken, in denen die Notensammlung untergebracht war. Dem „Csárdás obstiné“ und einigen anderen Klavierwerken wollte Liszt sich in den nächsten Tagen noch einmal zuwenden.

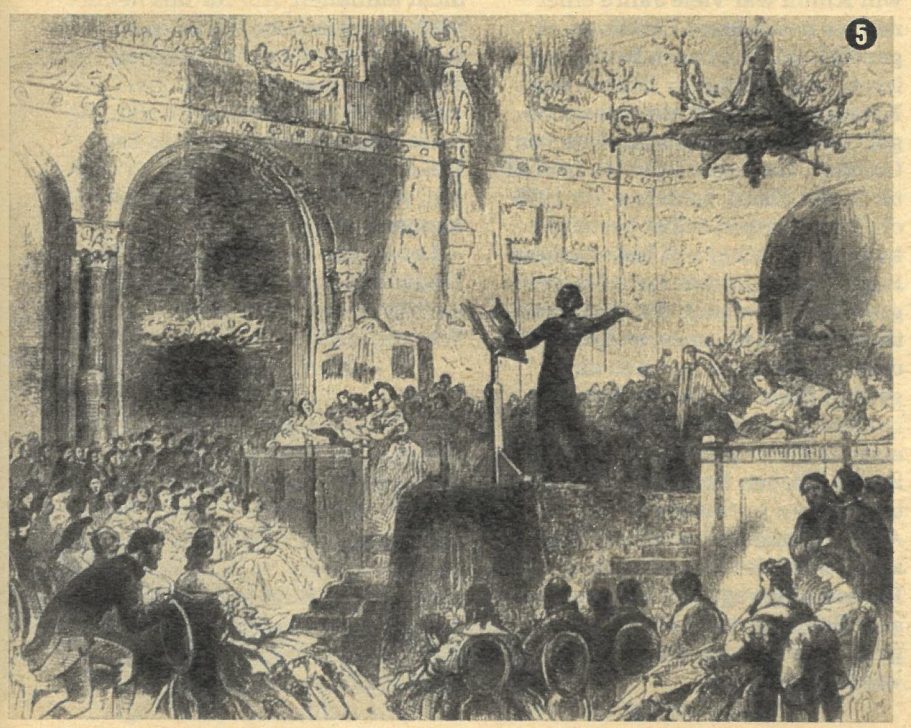
Zunächst fesselte seine Aufmerksamkeit die bereitliegende Post. Jüngere schickten ihm ihre neuesten Notenhandschriften. Eine Einladung aus Paris: Man würde sich

Abschied von Budapest

glücklich schätzen, die Ehre zu haben, ihn bei der Aufführung seiner „Graner Festmesse“ begrüßen zu können…
Die „Graner Messe“, wenig verstanden, viel kritisiert, nun also zum zweitenmal in Paris! Bei der französischen Erstaufführung vor zwanzig Jahren hatte die Presse ihn wegen angeblich „unaufgelöster Dissonanzen“ attackiert. Als er die Rezensenten zu sich bat, in die Partitur einzusehen, wurden sie kleinlaut…
Trotz der mißglückten Aufführung dachte Liszt gern an jenen Frühling in Paris zurück. Wie schön die Matinee bei dem Graphiker Gustave Doré! Dessen Bleistiftzeichnung zur „Dante-Symphonie“ konnte Liszt jetzt in seinem Budapester Salon betrachten. Unter der Post, die ihm vorgelegt wurde, erregte besondere Aufmerksamkeit auch ein Brief aus England. London lockte mit einer Einladung für Anfang April. Sein „Elisabeth“-Oratorium wollten sie aufführen. Daß er sich der Legende von der Heiligen Elisabeth zugewandt hatte, hing noch mit seiner Zeit in Weimar zusammen. Der Großherzog hatte mit Kapellmeister Liszt frühzeitig über das herannahende 800jährige Jubiläum der Wartburg gesprochen. Eine Komposition eigens für diesen Anlaß sollte entstehen. Die Idee reifte noch in der Weimarer Altenburg. Vollendet wurde das Werk im Sommer 1862, nachdem Liszt sich in Rom niedergelassen hatte. Bis zum Wartburgfest blieben noch fünf Jahre. Im Verlaufe dieser Zeit nun ergab sich ein anderes Jubiläum: das zum 25jährigen Bestehen der Pest-Budaer-Musikschule. Eingeladen zu diesem Ereignis, wurde Liszt überwältigt von Gefühlen, die ihn das Ganze wie einen Appell an seine patriotische Gesinnung erscheinen ließen. Das Jubiläum durch eines seiner Werke zu krönen, sah er sich gebeten. Ja, ein großes, ein neues Werk sollte es sein! Er griff nach der Partitur vom „Elisabeth“-Oratorium. Im Pester Redoutensaal wurde es am 15. August 1865 durch Liszt uraufgeführt.



4. Buda und Pest 1832. Kupferstich J. Hyrthl. Nationalbibliothek Wien



5. Liszt dirigiert das „Elisabeth“-Oratorium in Budapest. Zeichnung von B. Székely. Liszt-Museum, Budapest.

Die Schule war ein Anfang gewesen, die Gründung der Akademie im Jahre 1875 der nächste Schritt. Als Akademiepräsident saß der greise Liszt nun im winterlichen Budapest des Jahres 1886 in seiner Wohnung. Die Gedanken sprangen davon. Wohin er auch blickte in seinem Salon, alles war erinnerungsbehaftet. Fotos riefen ihm seine prächtige Schülerschar ins Gedächtnis. Manche traten hervor, andere blieben im Hintergrund. In Weimar und in Budapest und auch in Rom hatten sie sich eingefunden, immer neue, und die flügge gewordenen waren ausgeschwirrt. Bis nach Moskau die Pauline Erdmannsdörfer. Gab jetzt große Konzerte da. Doch nicht jedem war es gelungen, eine würdige Stellung einzunehmen – trotz Talent, Fleiß, edler Gesinnung. Ein fades Gefühl beschlich ihn. Er sah sich wieder jung und unerfahren in den Häusern der Aristokratie. Obwohl alles entzückt war von seinem Spiel, brachten ihm die Konzerte in den Salons außer einem hohen Honorar zugleich manch ernüchternde Erfahrung ein. Zuweilen hatte er sich quälend gefragt, ob der Künstler wohl noch etwas anderes werde sein können als ein Renommierstück der Reichen.
Ihm selber war es nicht schwer gefallen, sich der Geringschätzung seines Standes zu erwehren. Dem Zaren, als er während seines Konzertes zu palavern begann, hatte er weltmännisch Paroli geboten. Aber durfte sein eigener Ruhm ihn gleichgültig lassen gegenüber den sozialen Krankheiten, die eine unbegrenzte Entfaltung der Kunst behinderten?

Fragen aus jungen Jahren, angeregt durch die Ideen des utopischen Sozialisten Saint-Simon. Ja, auch das hatte er Paris zu verdanken – den Zugang zum französischen Geistesleben. Er spürte, wie Sehnsucht in ihm aufkam nach der Stadt, die so viele Freunde barg. Noch einmal wollte er sie wiedersehen. Und auch nach London würde er fahren. Und im Mai wie alle Jahre wieder nach Weimar. Ein Gedanke an Carolyne von Sayn-Wittgenstein blitzte auf. Die Frau in der Ferne war auf Weimar nicht gut zu sprechen. Gewiß, manch Wermutstropfen hatte den Freudenbecher ihrer zwölf Weimarer Jahre verbittert. Aber überwog nicht eigentlich doch das Beglückende? Der Geist der Altenburg ohne sie – nicht vorstellbar. Und seine neuartigen Orchesterwerke ohne die Aufgeschlossenheit der Hofkapelle zu Weimar – bei allem Für und Wider ebenfalls schwer vorstellbar. Freilich, genau besehen war es in Weimar wie in Budapest so, daß nicht alle Blütenträume reiften…

Und dennoch – im Grunde seines Herzens war Liszt zuversichtlich. Er glaubte an die Unbegrenztheit künstlerischer Ausdrucksweisen, und er hoffte, daß es ihm gelungen war, als Pianist wie als Tonschöpfer den Weg zu neuen Möglichkeiten zu erschließen.

Viel Zeit würde ihm nicht mehr bleiben. Lange schon war das Schwinden der Kräfte zu spüren. Schwer wie Blei wurden die Füße zuweilen. Aber doch wollte er keine der Einladungen ausschlagen. Noch einmal sich aus der Zurückgezogenheit hinausbegeben in die Welt! Einmal noch sich aussetzen dem Unvorhergesehenen! Die Sehnsucht regte sich übermächtig.

Am Mittwoch, dem 11. März, nahm er Abschied von Budapest. Er fuhr über Wien und Lüttich nach Paris, setzte über nach London, kehrte zurück nach Paris, kam nach Weimar, gab Unterricht, begab sich nach Sondershausen zur Tonkünstler-Versammlung, die als Vorfeier zu Liszts 75. Geburtstag gedacht war.

Wenige Wochen später wußte die Welt: Es war die Abschiedsfeier. Am letzten Julitag des Jahres 1886 starb Liszt.

Nachdem ich Werke der deutschen, englischen und französischen Klassik gelesen hatte, war mein Interesse für die russische Literatur so groß, daß ich mich endlich „heranwagte“. Ganz bewußt und aufmerksam las ich von Dostojewski „Der Idiot“. Das verbreitete Vorurteil, russische Klassik sei schwer zu verstehen, habe ich schnell und gern revidiert. Das war meine erste Bekanntschaft mit Sowjetliteratur. Auch Aitmatow habe ich „lesend kennengelernt“. Meine Lieblingsschriftsteller sind jedoch Dostojewski und Lew Tolstoi. Mich interessieren allgemein die Beschreibungen vom Leben der Sowjetbürger, das Kennenlernen des Unbekannten. Die russische Literatur mag ich sehr, weil sie kritisch die damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse darstellt, zum Beispiel „Anna Karenina“ von Tolstoi – mein liebstes Buch. Von „Anna Karenina“ hatte ich den Schluß im Fernsehen gesehen. Die Dramatik hat mich so beeindruckt, daß ich meine Kenntnisse vervollständigen wollte und das Buch auslieh. Die fesselnde, kunstvolle Schilderung Tolstois ließ mich alles lebendig miterleben.

Petra Kraft, Rostock

Meine Bekanntschaft mit der sowjetischen Literatur begann eigentlich schon sehr früh. Die ersten Werke gehörten freilich der Kinderliteratur an, die man, sobald Eltern und Verwandte eine Neigung erkennen, geschenkt bekommt. In mir nahm dann aber mehr und mehr ein Wunsch Gestalt an: Ich wollte endlich mal ein „richtiges“ Buch lesen, Literatur der Erwachsenen. Was lag da näher, als einfach an den Bücherschrank der Eltern zu gehen. Aus heutiger Sicht habe ich – damals unbewußt – das Richtige herausgegriffen. Ebenso hätte ich ein anderes wählen können, das meine geistige Aufnahmefähigkeit überstiegen und mein Verlangen nach „großer“ Literatur sicher gründlich verleidet hätte. Das Buch war Valentin Katajews „Es blinkt ein einsam Segel.“ Ich las es mit wahrer Hingabe, immer mit dem Gedanken – jetzt liest Du ein richtiges Buch. Von dem Geschehen und der Art, wie es geschrieben ist, war ich damals ungeheuer beeindruckt. Eine Rolle spielten dabei sicher auch die vielen Kinder, mit denen ich während des Lesens bekannt wurde. Ich hätte selbst eines von ihnen sein können. Später las ich das Buch noch ein zweitesmal, dann schon mit etwas mehr Verständnis des historischen Hintergrundes der Handlung. Ebenso gefielen mir „Der Sohn des Regiments“, „In den Katakomben von Odessa“ oder „Die Hochstapler“ von Katajew. Mit Bedauern las ich unlängst in der Zeitung die Meldung von seinem Tode. Mich interessieren mehrere Themen, und ich möchte mich deshalb nicht auf ein bestimmtes festlegen. Ich lese neben Kriminalliteratur, hier sei Lew Scheinin erwähnt, utopische der Gebrüder Strugazki sowie satirische Literatur. Andererseits gebe ich aber auch Werken den Vorzug, in denen der Mensch im Alltag, mit seinen Schwächen und Problemen, im Mittelpunkt steht. In der Sowjetliteratur gelingt es sehr gut, dem Leser das Wesen, den Charakter der einfachen Leute von der Straße nahezubringen, verständlich zu machen. So gewann ich aus den Büchern den Eindruck eines bescheidenen, gastfreundlichen, den Frieden liebenden Sowjetvolkes und fand dies bei einer Reise in die UdSSR bestätigt.
Von den Büchern, die ich bisher gelesen habe, möchte ich die Gaunerkomödie „Zwölf Stühle“ von Ilja Ilf und Jewgeni Petrow nennen. Ein solches Buch, mit soviel versteckt tem Witz und Humor, habe ich bis jetzt noch nicht wieder in die Hände bekommen. Einfach köstlich die Art des Fabulierens, die hervorragende Wortwahl, Personen und Gegenstände, das Geschehen zu beschreiben. Es ist kein Buch, das man nach dem Lesen wieder weglegt; ich würde es als ein Meisterwerk bezeichnen, denn es beschäftigt einen, nachdem man es gelesen hat, weiter. Beim Lesen mußte ich oft lachen, weil eben alles so treffend, so urkomisch dargestellt ist. Ich habe auch schon anderen daraus vorgelesen, um ihnen das Buch näherzubringen. Beim Lesen Ihres Artikels und der Fragen fühlte ich mich einfach angesprochen und habe sofort beschlossen zu antworten. Etwas in dieser Art habe ich bisher noch nicht gemacht. Von Beruf bin ich Kfz-Schlosser und 23 Jahre alt.

Uwe Malz, Greifswald

Der Reiz des Unbekannten, der Wunsch, „ein richtiges Buch“ zu lesen, die Begeisterung über die Zauberwelt der Märchen — viele Wege führen zu Puschkin oder Dostojewski, nach Odessa, in die literarische Heimat Katajews, Ilfs und Petrows, zum „lesenden Kennenlernen“ Markows oder Aitmatows. Darüber berichten unsere „Stammkunden“, die unterhaltsame, interessante und manchmal dramatische Erlebnisse mit Sowjetliteratur hatten.

Mich interessieren besonders pädagogische Probleme (ich bin Erzieherin). Auf diesem Gebiet las ich nichts Besseres als „Der Weg ins Leben“ und – besonders interessant, weil die Probleme der Jugendlichen mit großem Einfühlungsvermögen dargestellt werden – „Die Nacht nach der Abschlußfeier“.
Neben den genannten Werken gefallen mir auch Bücher wie „Der Schlangenfänger“ und moderne sowjetische Kriminalliteratur. Ich finde beeindruckend, daß man den Konflikten unserer Zeit nicht ausweicht und das Denken und Fühlen der Menschen psychologisch interessant darstellt.

Christa Linke, Zingst

Mein erstes Buch erhielt ich mit sechs Jahren: „Vierbeinige Freunde“ von Tschaplina. Die Löwin Kinuli war viele Jahre einer meiner besonderen Lieblinge, eigentlich ist sie es noch heute, wo ich 41 bin. Es folgten Bücher von Katajew „Es blinkt ein einsam Segel“ und „In den Katakomben von Odessa“. Letzteres habe ich jetzt öfter in der Hand, nachdem ich 1975 die Katakomben selbst besuchen konnte… Bücher mit historischem Inhalt haben immer mein Interesse geweckt. Aber auch die Problematik unserer Zeit, unserer Arbeit und unseres Kampfes nehmen einen großen Platz ein. Beides habe ich bei Markow und Aitmatow in vollendeter Form gefunden. Ich arbeite im Staatlichen Forstwirtschaftsbetrieb Jenen in Annaberg und Euer Artikel „Stammkundschaft“ hat schon zu vielen Gesprächen in den Pausen angeregt. Ich kann nur sagen: Solche Artikel können nicht genug erscheinen, denn man greift wieder zum Buch.

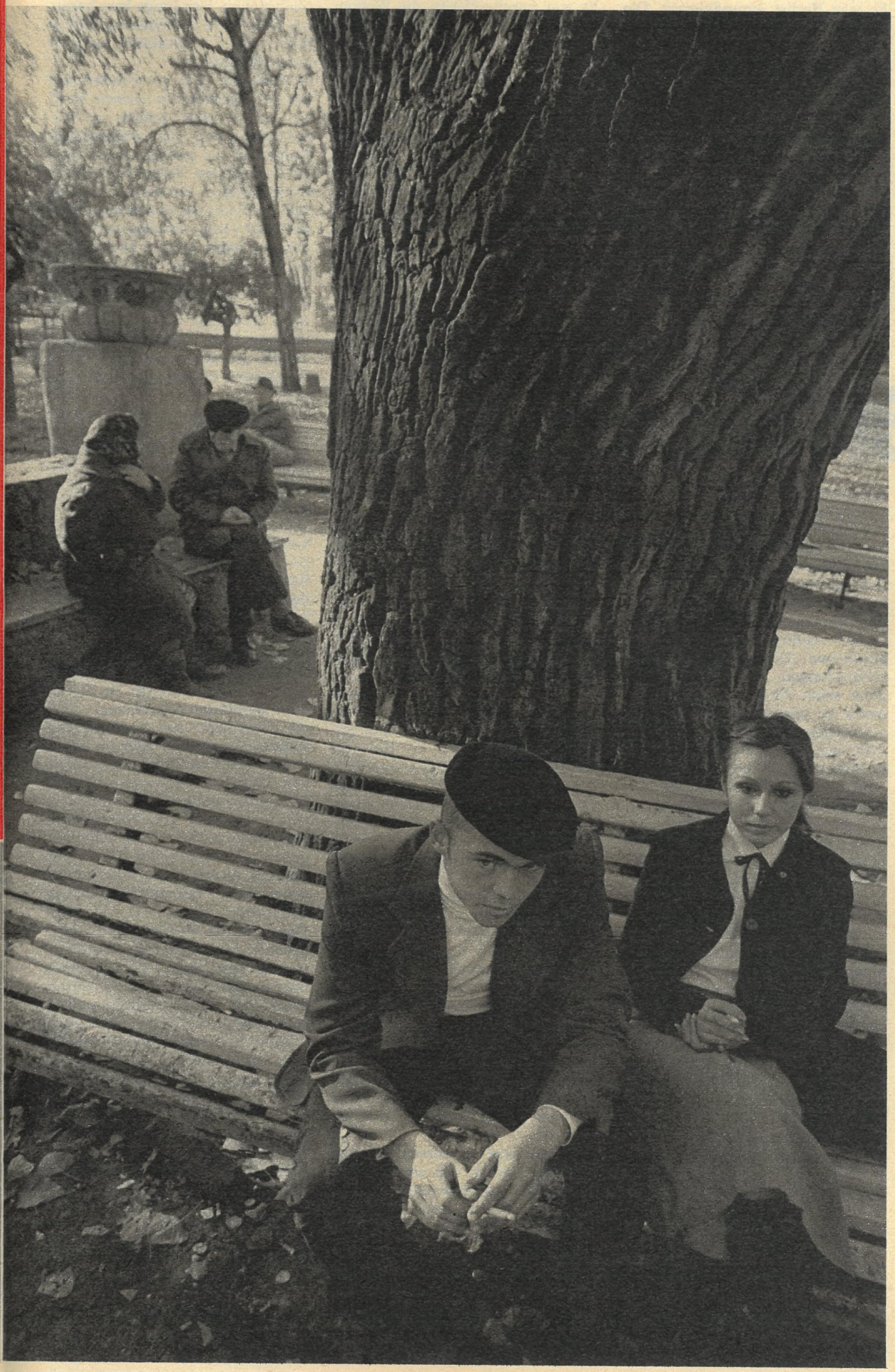
Klaus Nehring, Annaberg

Die erste Begegnung mit sowjetischer Literatur begann dramatisch. 1946 saßen wir als Schüler dichtgedrängt in den uralten Holzbänken der einklassigen Landschule und vernahmen mit Staunen, was die neue Lehrerin – sie war aus Riga – von uns wollte: Theater spielen. Nach dem einzigen Buch, daß sie von der Dwina bis an die Elde begleitet hatte, sollten Szenen gestaltet werden. Wir waren skeptisch, unsere Mütter ebenso. Deshalb wollte man lesen, was die fremde Lehrkraft den Kindern beizubringen gedachte. Viel Gedrucktes hatte Lesern zuvor falsche, trugvolle Wege gewiesen. Geblieben waren Bitternis und Enttäuschung. Mit diesem braunledernen Band schien das anders zu sein, wenn man sich nicht nur vom Titel leiten ließ: Die Hauptmannstochter. Von einem Puschkin. Aber das war zunächst unwichtig, vielmehr bewegte alle das Schicksal des Bauern, der tatkräftig und ehrlich handelte. Mit diesem fühlte man sich verbunden, und sachkundig folgten alle Leser unseren Vorbereitungen. Textproben fanden in jeder Mitspielerfamilie statt. Meine Großmutter war wohl besonders angetan von dem Buch. Sie überredete meinen Großvater, unbedingt den russischen Bauern darzustellen. Die Begeisterung stieg, unterstützt vom Publikum, das den ersten Theaterabend herbeisehnte, wie wir heute eine Premiere im führenden Haus unserer Heimatstadt.
Am 7. November 1946 gingen die Szenen aus „Der Hauptmannstochter“ über die morschen Bretter der Scheune mit dem unverdient hochtrabenden Namen – Tivoli –. Diese hielten unseren temperamentvollen Darstellungen nur bis zum letzten Bild stand. Danach verschwand der Großvater unter theatergerechtem Getöse und Krachen.
Unsere Laienaufführung konnte das einmal entfachte Lesefieber nicht aufhalten. Auf für uns heute noch unerklärliche Weise organisierte der sowjetische Kommandant, dem unser dramatischer Versuch zu Ohren gekommen war, die erste Bibliothek in unserem Dorf. Bei der Eröffnung zitierte er Puschkin, weil wir den Dichter bereits kannten, wie er meinte.
– Lesen, das ist die beste Art, den Gedanken eines großen Menschen zu folgen, es ist die unterhaltsamste Wissenschaft. –

Marianne Strack, Rostock

Ich bin eine ausgesprochene Leseratte. Mein erstes Buch las ich mit etwa zehn Jahren, es hieß „Tamara, oder die gestohlene Puppe“. Etwa zur selben Zeit bekam ich von einer alten Dame das Buch „Gulja“ geschenkt. Die Bücher handelten von der Kindheit zweier Mädchen bis hinein in den ersten Weltkrieg. „Das Mädchen Gulja“ war ein Tatsachenbericht, und es war sogar

Reiz des Unbekannten



ein Autogramm darin. Leider weiß ich den Autor nicht mehr, aber ich habe diese Bücher oft gelesen, besonders, wenn ich glaubte, es geht nicht mehr weiter. Aber Gulja und Tamara haben auch viel geschafft. Wenn Gulja damals auch für ihre Heimat gestorben ist, so hat sie mir viel für mein Leben gegeben. Diese beiden Bücher sind mir in der Schule abhanden gekommen und noch heute traure ich darum.
Mein liebster Schriftsteller wurde Makarenko. Er hat in schlechten Zeiten mehr Geduld und Ruhe für seine Zöglinge aufgebracht als manche Eltern heute. Ich weiß selbst, daß es nicht einfach ist – ich habe vier Kinder – aber mit Liebe erreicht man doch mehr als mit vielen Geschenken.
Die beiden genannten Bücher würden auch heute für unsere Kinder gut sein. Sollte ich das Glück haben, unter den Gewinnern zu sein, wünsche ich mir nur diese Bücher zurück.

Ludwika Bernow, Berlin

Meine Frau erhielt ein Buch „Der Zauberer der Smaragdenstadt“ (Autor: Alexander Wolkow) von unseren Freunden aus Leningrad geschenkt. Sie war begeistert vom Inhalt. Dieses Buch wird nun ein Geschenk für unseren Enkelsohn. Leider sind auch andere Titel von diesem Autor im „Internationalen Buch“ Dresden auf Bestellung nicht erhältlich. Diese Märchenbücher sind interessant und erzieherisch sehr wertvoll.

Kurt Baldow, Dresden

Durch meine Anmeldung in der Dorfbücherei (ich war etwa acht Jahre alt) lernte ich sowjetische Märchen kennen und lieben. Außerdem fand ich beim Suchen die Geschichten „Tschuk und Gek“ von Gaidar und später „Timur und sein Trupp“. Ich war begeistert. Als Kindergärtnerin nutze ich die Möglichkeit, auch unsere Vorschulkinder mit sowjetischen Märchen und Geschichten bekannt zu machen. Ganz besonders nett finde ich die „Lustigen Geschichten“ von Sutejew, wie „Wer hat da Miau gesagt?“ Gut eignen sich auch die Kinderserien in ihrer Zeitschrift nach Alexander Wolkow und Samuil Marschak. Ich beziehe sie in meine Arbeit ein. Damit erfreue ich die Kinder und ich habe auch Spaß daran. Das Lesen wurde für mich zum Hobby. Und heute noch gehört meine Liebe auch den sowjetischen Märchen.

Monika Kabe, Crimmitschau

In Odessa fotografierte
Peter Meissner

JERZY PUTRAMENT, unlängst im Alter von 75 Jahren in Warschau gestorben, entstammte einer ostpolnischen Intellektuellenfamilie. Früh schon schloß er sich avantgardistischen literarischen Kreisen an, war Mitbegründer des Bundes Polnischer Patrioten, arbeitete als Kultur- und Politoffizier in der Kosciuszko-Division und wirkte ab 1944 in Lublin für die Volksrepublik. Als Botschafter seines Landes in der Schweiz und in Frankreich, als Chefredakteur verschiedener Literaturzeitschriften, vor allem aber als Publizist und Erzähler erwarb er sich bleibende Verdienste um die polnische Kultur.

Der Hochverräter

Jerzy Putrament

Józefiak hatte es Anfang Juli in das Städtchen verschlagen. Die Massenpsychose der Flucht, die gleich am ersten Tag, einem strahlenden Sonntag, in Kowel ausgebrochen war, hatte ihn hergetrieben. Seit jenen denkwürdigen Septembertagen, seit jenem Schreckensmarsch Warschau – Lublin – Kowel hatte er nämlich allen Anlaß, Flugzeuge nicht zu lieben. Als die Sirenen zum erstenmal aufheulten, beschloß er, seinen Arbeitsplatz in den Eisenbahnreparaturwerkstätten und den Wohnort schleunigst zu wechseln.

Als er im Städtchen eingetroffen war, hatte ihn ein wunderlicher Kauz, halb Ukrainer, halb Weißrusse, aufgenommen: Chilimontschik, der Eigentümer der kleinen Druckerei. Am nächsten Morgen ging Józefiak in den düsteren Raum hinüber, wo zwei Kästen mit Typen am Fenster standen. Zeit hatte er mehr als genug. Er befingerte die schwarzen unlesbaren Zeichen und begann, sie mühsam zusammenzusetzen. Langsam buchstabierte er: „D", suchte dann eine Weile nach dem „u", und schließlich hatte er „Dummkopf" beisammen. Mit Schwung drückte er die Lettern auf einen Fetzen Papier und freute sich kindisch, als er das Wort sah.

Dieses strenge Urteil über sich selbst war gewissermaßen Ausdruck seiner damaligen Geistesverfassung. Er war dreiundzwanzig, von Beruf Schlosser. Fröhlich und gesellig von Natur, liebte er nette Unterhaltung, Trinken und Singen. Aber es waren Zeiten gekommen, da das Singen ihn nicht mehr befriedigte. Was er statt dessen tun sollte, wußte er allerdings nicht. Daher seine schlechte Meinung über sich.

So begann es.

Es war Herbst einundvierzig. Die deutsche Flut wogte heran und preschte nach Osten vor. Das Städtchen lag abseits, am Südrand der Rokitnosümpfe. Hier gab es nichts Interessantes für die Deutschen. Sie hatten es daher nicht eilig mit ihrem Kommen. Im Juli war eine Aufklärungsabteilung eingetroffen, hatte sich im Ort umgesehen, einen Juden auf offener Straße umgebracht, den Ukrainer Dykij zum Bürgermeister ernannt und war wieder abgefahren.

Ab Oktober festigte sich jedoch ihr Machtapparat. In der nur wenig größeren Kreisstadt wurde eine Polizeitruppe formiert. Gerüchte über die Gestapo liefen um.

Dykij sammelte junge Leute um sich. Die fünf jüdischen Familien hockten zu Hause und wagten sich bei Tage nicht mehr auf die Straße; nur nachts schlichen sie zu Bekannten. Die Bevölkerung jedoch ließ sie ungeschoren, und Dykijs Garde begnügte sich mit unverbindlichen Drohungen und Beschimpfungen. Bis... Eines Morgens sagte Chilimontschik brummend zu Józefiak, fünf Deutsche seien eingetroffen. Der stieß einen Pfiff aus, verzichtete auf seinen Spaziergang und begab sich in die Druckerei. Gegen Mittag hörte er Schreie. Er sah zum Fenster hinaus und bemerkte vor der Kirche ein paar Gestalten, die sich offenbar balgten. Da stürzte die Nachbarin auf den Hof und rief: „Sie schlagen die Juden!" Józefiak warf noch einen Blick aus dem Fenster. „Wer?" – „Die Deutschen!" Er spie aus und trat zurück. Chilimontschik saß vor einer Flasche Selbstgebranntem.

Früher einmal, das heißt vor einem Vierteljahrhundert, war Chilimontschik Baptist gewesen. Aus dieser Zeit hatte er seinen Widerwillen gegen Lärm, Zank und Schlägereien zurückbehalten. Józefiak hingegen liebte es, sich in ein Handgemenge zu stürzen.

Mit um so größerem Mißbehagen saß er jetzt da und kaute an seiner Hilflosigkeit.

In solchen Fällen kommt der Schnaps wie gerufen. Sie tranken. Später kam die Nachbarin noch einmal, außer Atem von dem Gerenne von Tür zu Tür oder aber wegen der Nachricht, die sie so eifrig weitertrug.

„Ach du lieber Himmel, und die trinken, während die da fertiggemacht werden!"

Józefiak brummte wütend.

Die Frau verließ das Haus, ohne ein Wort vernommen zu haben. Erst jetzt stand Józefiak auf, stieß den Schemel beiseite und knallte die Tür zu.

Es war bereits Nacht, die Wolken hingen tief.

Er näherte sich der Kirche. Alles schien an seinem Platz zu sein. Dort stand das Haus des alten Mendel. Die Fenster unversehrt, auch am Balkon war nichts zu sehen. Nur die Tür schien lediglich angelehnt.

Er stieß gegen die Tür. Am Ofen fuhr jemand in der Dunkelheit auf und flüsterte scheu: „Wer da?"

„Und wer ist dort?" Unsicher kamen die Worte über Józefiaks Lippen. Und der hinterm Ofen, nun schon ruhiger: „Gut Freund. Komm, wir wollen teilen."

Józefiak begriff. Die Alte hatte recht gehabt. Wortlos tat er einen Schritt zum Ofen hin. Offenbar war sein Schweigen beredt genug, oder sein Tritt – jedenfalls flehte die Stimme und brachte in der Eile zwei Motive durcheinander. „Man hat sie erledigt. Soll das alles hier verkommen? Alle. Wird sowieso alles weggeholt. Sogar den Alten. Besser ich, ein Armer..."

Józefiak würgte an etwas unfaßbar Ekelhaftem und Bedrückendem. Der andere redete freimütig weiter: „Sind schon welche hier gewesen. Dykij und seine Jungs. Aber es ist noch was übrig. Das Federbett..."

Józefiak schlug taumelnd die Tür zu, trunken wieder bis zur Übelkeit. Er ging nach Hause.

Unschuldige zu morden – dazu konnte sich kein Mensch hergeben, so etwas vermochte nur eine unmenschliche Macht zu tun. Er könnte sich dieser Macht unterwerfen, er könnte stürzen, sich in einer Erdspalte verkriechen, damit ihr eiserner Fuß ihn nicht erreicht und zertritt. Er könnte ihr seine Dienste anbieten. Sie braucht treue Wächter.

Sie braucht Henkersknechte. Er spie aus.

Ein Kind. Wofür kann man ein Kind töten?

Verrucht, verdammt ist, wer ein Kind zu töten befiehlt. Und auch, wer es in Gedanken nur billigt. Dreimal verdammt aber, wer untätig bleibt und nichts dagegen unternimmt.

Am nächsten Morgen tat Józefiak etwas, was er nie zuvor getan und niemals wieder tat: Er schrieb ein Gedicht.

Der Sinn war verworren. Es ging um den Herbst, der angebrochen sei, auf den jedoch wieder ein Frühling folgen werde, drum unverzagt und frisch ans Werk. Er wollte damit sagen: Die Deutschen bleiben nicht ewig.

Als er auf die Straße ging, spürte er eine fast körperliche Erleichterung. Ihm war, als hätte er bereits etwas vollbracht, mit größter Anstrengung einen Zipfel der Nacht gelüpft. Sein Herz stand den Menschen offen, begierig, zu helfen und sich zu freuen.

Auf der Straße sah er einen schmächtigen Burschen gemessen in Richtung Kirche gehen. Józefiak blieb stehen. Der Junge kam heran, zog artig seine zerschlissene Mütze und fragte auf Ukrainisch nach einem Mittagstisch.

Józefiak sah ihn verwundert an. Ein Mittagstisch? In diesem Nest? Er fühlte sich jedoch so beschwingt, daß die widersinnige Frage ihm den wahren Grund nicht zu verschleiern vermochte. Hinter der Höflichkeit des Jungen verbarg sich die Tatsache, daß er ausgehungert und völlig mittellos war.

Józefiak nahm ihn mit nach Hause, kochte Kartoffeln und holte ein paar Eier von der Nachbarin. Die bewegte Stimmung, die sich seiner beim Abfassen des Gedichts bemächtigt hatte, bestätigte sich noch einmal in der Bewirtung dieses Wanderers, der fast noch ein Kind war.

Er hieß Kolka und stammte aus der Gegend von Kiew. Als die Deutschen in sein Heimatdorf einrückten, töteten sie seine Eltern. Kolka wollte seinen Onkel suchen, der irgendwo hier in der Nähe, in Trościaniec, einen großen Bauernhof besaß. Die Episode verblaßte bald.

Am nächsten Morgen packte Józefiak den Jungen auf einen Wagen, der über Trościaniec zur Kreisstadt fuhr. Er vergaß sie. Nur ein heller Streif in seinem Gedächtnis mahnte ihn daran, sooft er sich dieses Tages und seines ersten, einzigen Gedichts erinnerte. In Zeiten, die – pathetisch gesprochen – über die Geschicke des Erdballs entschieden, erfrechte sich in einem Provinznest inmitten der sumpfigen Wälder von Polessje – tausend Kilometer von der Front entfernt – ein Sonderling, ein Einzelgänger mit seinem holprigen Gedichtchen, gegen die Macht des Deutschen Reiches anzurennen. Was konnte dabei schon Vernünftiges herauskommen?

Daran dachte Józefiak nicht. Er bedruckte etwa hundert Zettel mit seinem Vers. Schob sie dem einen oder anderen unter der Tür durch. Trieb sich auf dem Markt umher, steckte sie in die Körbe der Bauern, in Heu- und Hafersäcke. Er wollte sich Leute suchen, die bereit wären, ebenfalls etwas zu tun.

Aber in jener Zeit gab es kaum welche, vor allem nicht in solchen Nestern wie diesem.

Im Städtchen machte sich Dykij breit. Er war ein seltsames Museumsstück. Vor mehr als zwanzig Jahren hatte er sich bei Petljura die Schulterstücke eines Hundertschaftsführers oder eines ähnlich exotischen Ranges erworben. Dann wurde er Diakon und brachte die Jahre der polnischen Herrschaft betend in der Kirche zu. Als die Sowjetmacht kam, legte er einen übertriebenen Eifer an den Tag, riß

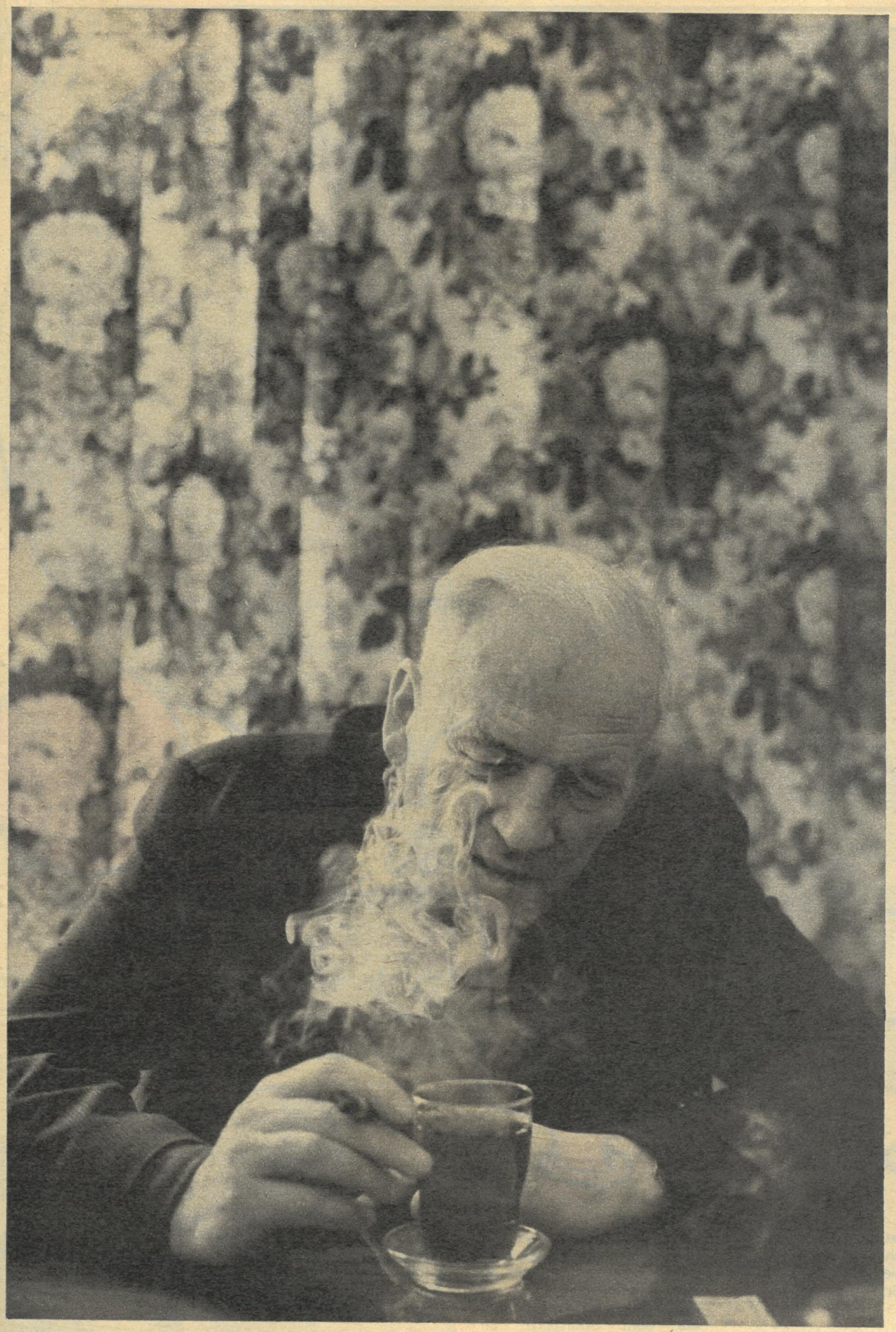


Foto: Detlev Steinberg

sich das Priestergewand öffentlich vom Leibe und war drauf und dran, sogar die Ikonen kurz und klein zu schlagen. Die Ankunft der Deutschen hatte eine neue, nicht weniger abrupte Demonstration Dykijs zur Folge.

Zum Bürgermeister ernannt, sammelte er ein Dutzend Kumpane um sich, erhielt Waffen für sie und bemühte sich, eine Polizeitruppe auf die Beine zu stellen.

Gemeinsam mit den Ankömmlingen machten sie sich an das Aufspüren der Juden. Da Dykij darauf bestand, ließ der deutsche Feldwebel die örtliche Polizei aktiv an der Ausrottung teilnehmen. Hinterher führte Dykij sie in die verlassenen Häuser; sie kehrten das Unterste zuoberst und suchten sich die besten Sachen aus.

Hätte Dykij nur einen Augenblick in Józefiaks Seele schauen und die Welt mit seinen Augen sehen können! Dieser Spätherbst und der frühe Winter waren für Józefiak die schlimmste, dunkelste Zeit seines Lebens. Er war völlig allein.

Wenn er Dykij traf, dachte er: Ich bin machtlos. Und jener sagte sich im Vorübergehen: Auf den muß man aufpassen.

Vielleicht war es gerade dieses Gefühl der Ohnmacht, das Józefiak zum nächsten Schritt trieb. Er setzte die Worte: „Der Deutsche ist unser Feind." Dann überlegte er eine Weile und fügte hinzu: „...nach den Juden kommen wir dran." Das klang nicht sehr überzeugend. Na und? Nach einem Anfall von Verzweiflung jedoch strafte er sich und seine eigenen Befürchtungen Lügen: „Der Deutsche kann nicht siegen."

An einem Mittag im Dezember, gerade als sich Józefiak nach seinem spärlichen Mahl in die Druckerei begeben wollte, klickte im Hausflur die Türklinke. Drei Mann von Dykijs Garde standen vor ihm. „Sind Sie Herr Józefiak?"

Józefiak hatte jetzt Zeit zum Nachdenken. Was war geschehen. Wer hatte ihn verraten? Hatte man die Herkunft der Flugblätter entdeckt?

Was mochte Dykij für Pläne haben? Würde er ihn auf der Stelle umlegen? Oder den Deutschen ausliefern? Was wußte er von ihm, von Józefiak?

Und schließlich: Bestand eine Fluchtmöglichkeit? Vielleicht lohnte es überhaupt nicht, einen Versuch zu unternehmen? Punkt eins blieb, wie vorauszusehen war, ungelöst. Die beiden anderen ergaben zusammen eine Antwort: Er mußte es darauf anlegen, daß Dykij ihn zu den Deutschen in die Kreisstadt schaffen ließ. Unterwegs könnte er dann...

Józefiak hatte viel Zeit zum Nachdenken. Dykij wollte an ihm seine noch nicht ganz ausgeprägten Polizeipraktiken erproben. Zum Glück kam er bald auf die beste Methode, Dykijs hinterhältige Absicht zu durchkreuzen. Er malte sich seine Flucht aus. Flucht – das war Wald.

Dykij saß im Arbeitszimmer des Bürgermeisters. Er hatte die Tischlampe mit dem grünen Schirm so aufgestellt, daß das Licht Józefiak in die Augen fiel.

„Was tun Sie hier in der Stadt?"

„Ich arbeite."

„Wo kommen Sie her?"

„Vom Himmel." Er wurde bissig.

„Antworten Sie, wenn ich Sie höflich frage. Warum sollen wir uns streiten. Woher..."

„Ich bin zugereist. Ich habe beim Schmied gearbeitet und bei der Bahn..."

„Warum mögen Sie die Deutschen nicht?"

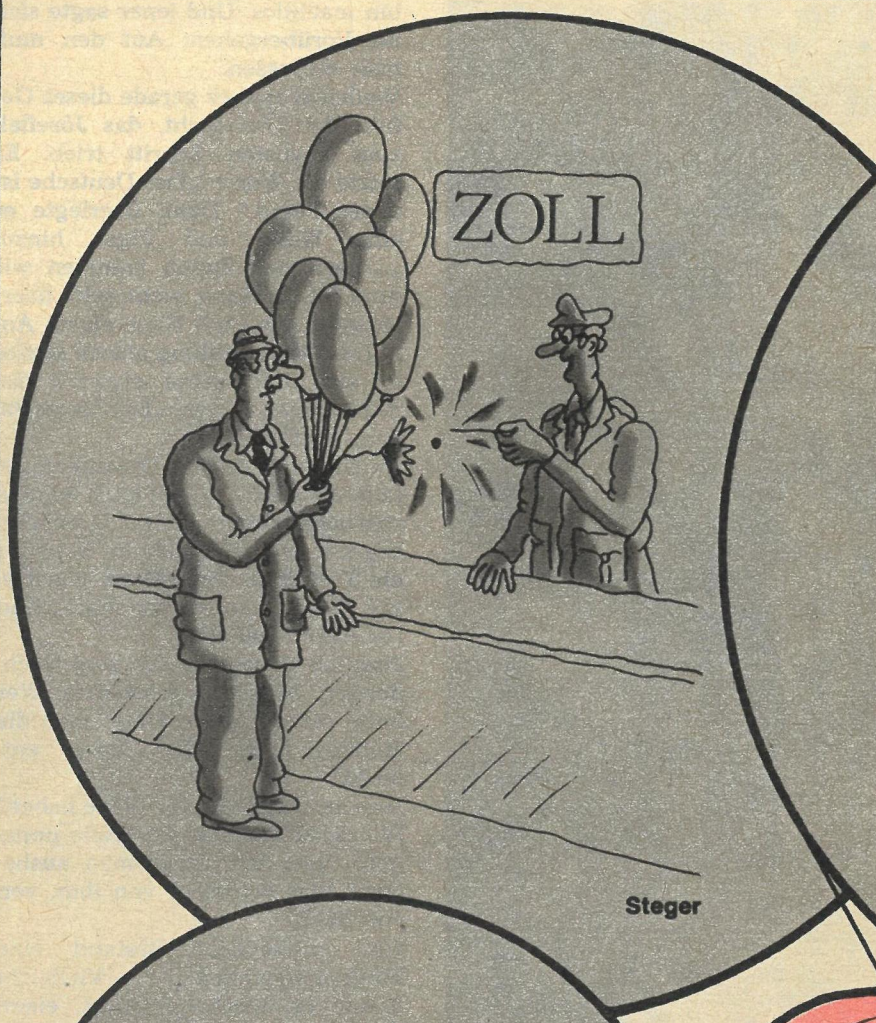
„Und warum sollte ich... das heißt, woher wollen Sie das wissen?"

„Ich weiß viel von Ihnen. Sie spazieren hier umher, reden..." Er schaute Józefiak fest in die Augen, verspürte dabei Erleichterung und fügte für alle Fälle ganz unbestimmt hinzu: „...und machen sonst noch was. Sie haben Freunde.

Fortsetzung Seite 41

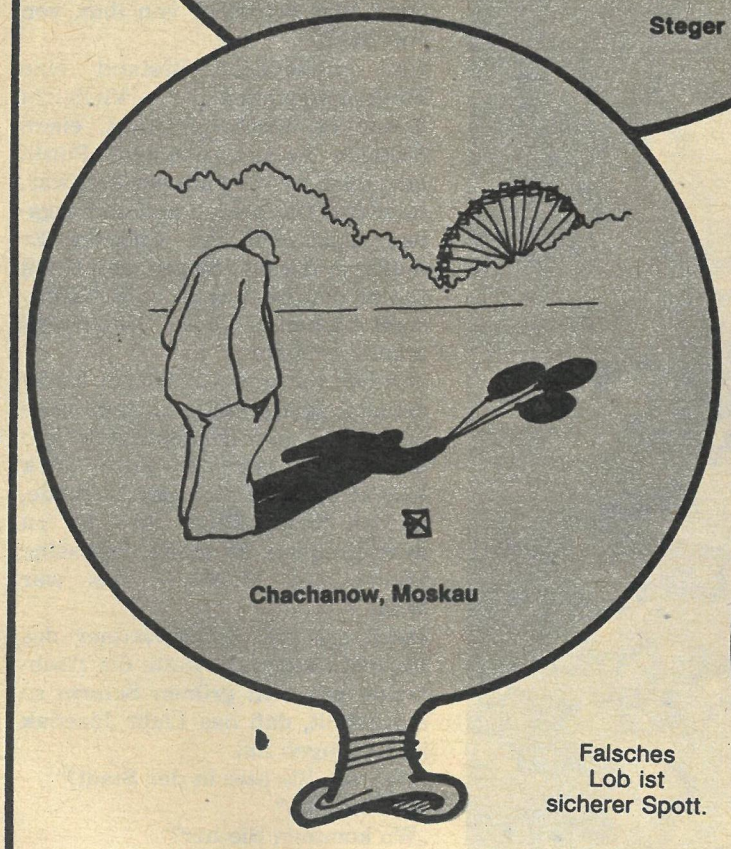
HUMOR ★ Ballonaise

Wie leicht doch bildet man sich eine falsche Meinung, geblendet von dem Glanz der äußeren Erscheinung. Molière



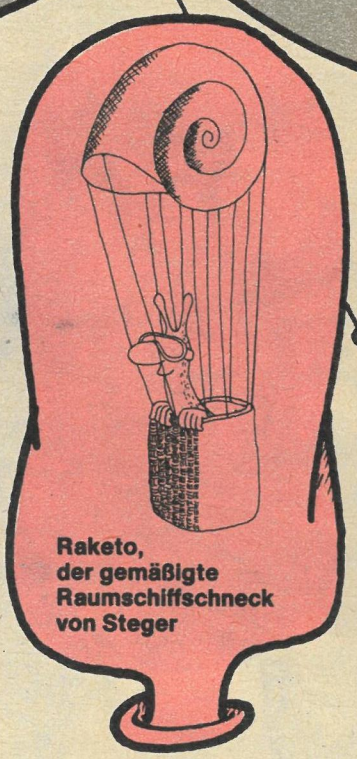
Steger

Tesler, Moskau



Chachanow, Moskau

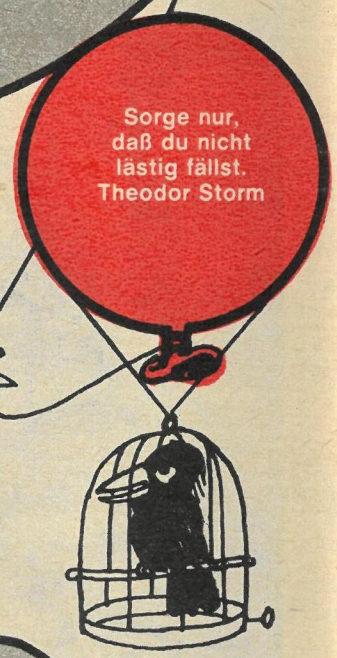
Falsches Lob ist sicherer Spott.



Raketo, der gemäßigte Raumschiffschneck von Steger

2-Wochenspruch

Ein hochmütiger Kopf stößt überall an.



Sorge nur, daß du nicht lästig fällst. Theodor Storm

Schmidt

W. Strongin

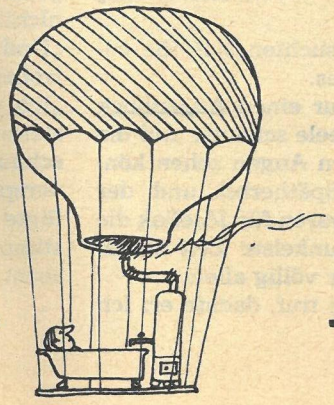
Aufgepustet

„Warum schreibst du eigentlich Kurzgeschichten?“ fragte mich unlängst ein Bekannter. „Was bringt es dir ein? In deinem Alter schreiben andere Novellen oder Romane…“

„Mag sein. Mir genügen aber nun mal zwei Seiten, um alles zu sagen, was mich bewegt.“

„Schön, aber mit solchem Kleinkram wirst du es nie zu einem eigenen Auto bringen. Du mußt deine Geschichten ausbauen. Den Helden zum Beispiel auf Reisen schicken, möglichst weit weg, das erhöht die Seitenzahl.“

„Ich versteh’ nicht…“



„Was gibt’s da nicht zu verstehen? Wo steckt der Held deiner Erzählung, an der du jetzt schreibst?“

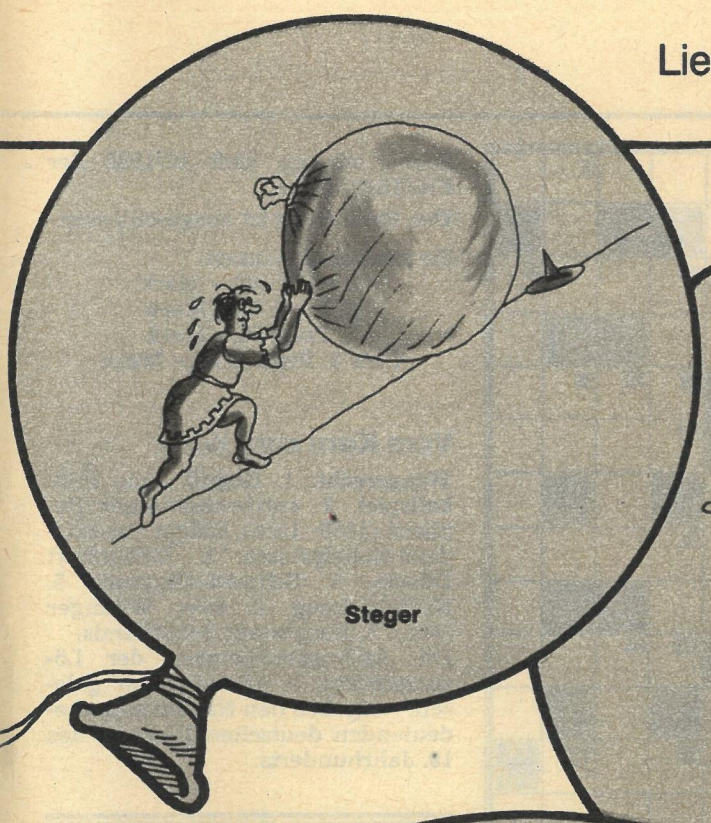
„Im Betrieb, in Geschäften, auf dem Sportplatz, im Kino…“ „Das genügt nicht. Laß ihn ein Violinkonzert besuchen, anschließend die Tretjakowgalerie, dann setzt du ihn als Übungsleiter einer Sportgemeinschaft ein!“

„Aber dann schafft er vor Erschöpfung die Pointe nicht mehr!“ „Also schick ihn in den Urlaub, möglichst auf die Krim.“

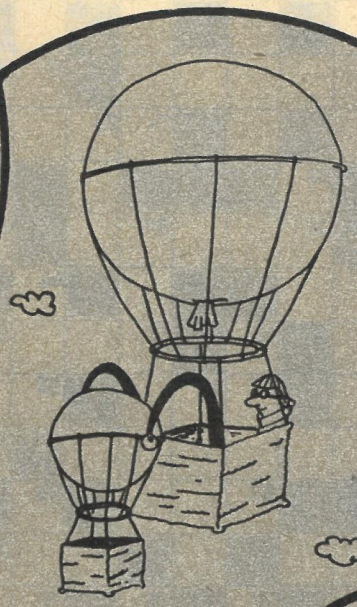
„Nach meiner Konzeption will

Viel glaubt, wer nie lügt, und viel traut, wer nie täuscht. Gracian

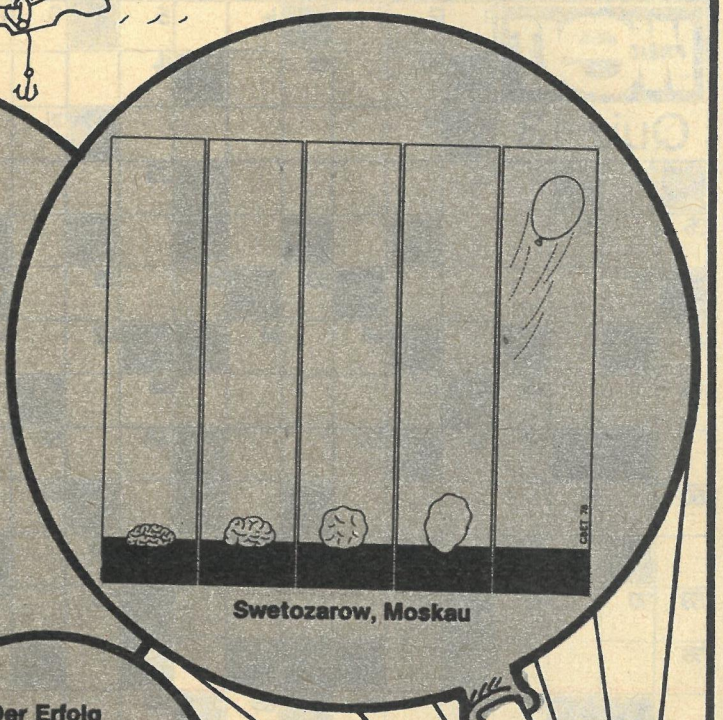
Lieber der tätige Balg als die protzige Blase!



Steger



Weiß



Swetozarow, Moskau

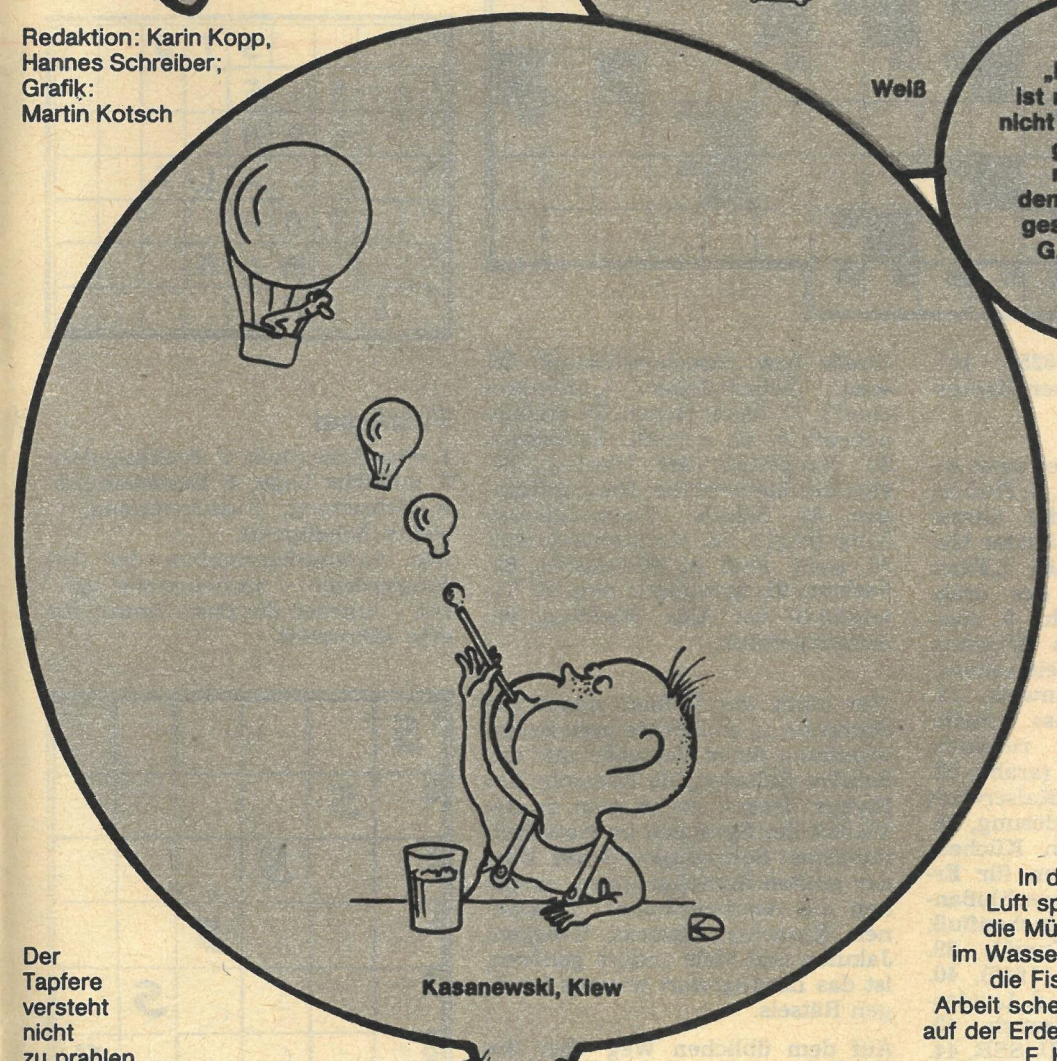
Redaktion: Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

„Der Erfolg ist mir natürlich nicht in den Schoß gefallen!“ rief einer, dem er zu Kopf gestiegen war.
G. W. Heyse

Ein kleiner Stein kann große Beulen machen.

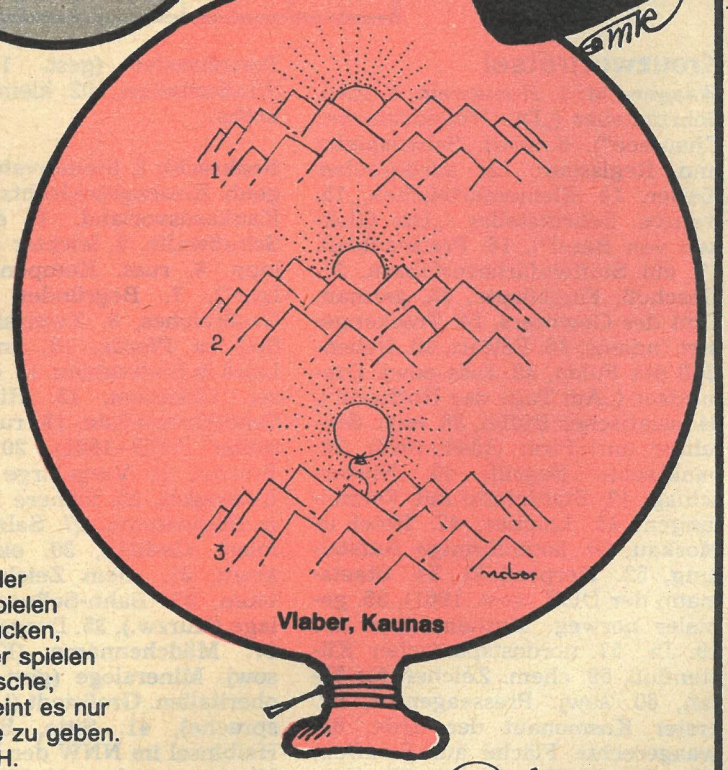
Der höchste Stolz ist die Unkenntnis seiner selbst. Spinoza

Wer aufwärts will, muß aufwärts blicken.



Kasanewski, Kiew

Der Tapfere versteht nicht zu prahlen.



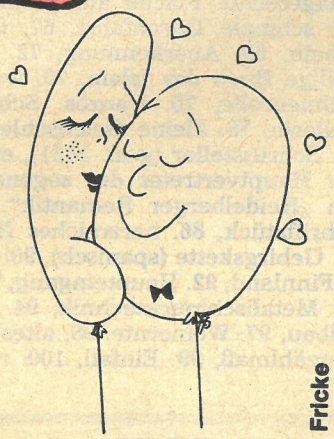
Vlaber, Kaunas

In der Luft spielen die Mücken, im Wasser spielen die Fische; Arbeit scheint es nur auf der Erde zu geben.
F. H.

er den Urlaub bei seiner Mutter auf dem Dorfe verbringen.“

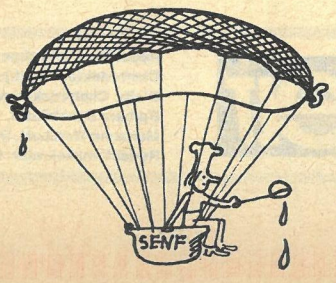
„Herrjeh, du brauchst ihn doch nicht zu fragen! Was kostet es dich denn, ihn auf die Krim zu schicken?“
„Mich kostet es keine Kopeke, aber den Helden meines Stückes…“ „Also schick ihn in ein Ferienheim der Gewerkschaft. Und anschließend auf eine Dienstreise. Am besten als Forscher in den Dschungel. Darüber läßt sich dann seitenlang berichten.“ „Aber ich habe nie den Dschungel gesehen!“
„Na und? Sieh dir einige Fernsehfilme darüber an, und schon weißt du Bescheid!“
„Und was soll mit meinem Helden im Dschungel geschehen?“
„Was schon? Was allen geschieht: Er rettet ein schönes Mädchen aus den Klauen eines Raubtieres.“
„Soll sich mein Held in das Mädchen verlieben?“
„Meinetwegen, doch das wäre schon der zweite Teil des Romans.
Hast du dir alles notiert?“
„Hab ich.“
„Und was glaubst du, wieviel Seiten es werden?“
„Zwei und eine halbe.“

Aus „Literaturnaja gaseta“ (gekürzt), übersetzt von Fritz Pietzonka

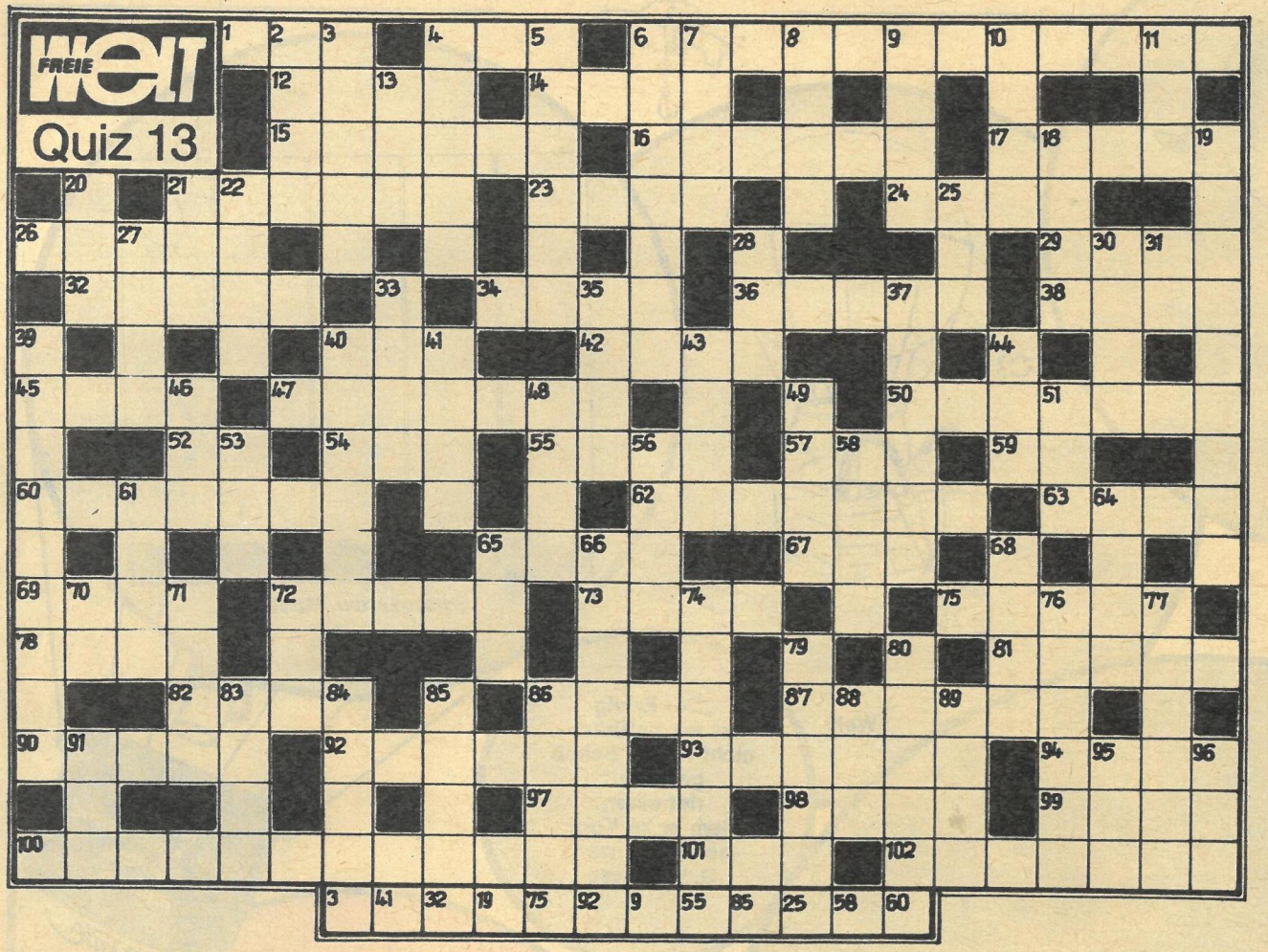


Fricke

Wie wird mir? Leichte Wolken heben mich.
Schiller



Mitunter sieht man’s an der Nasen, ob er ein Kerl oder — nur aufgeblasen.



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Honigwein, 4. sowj. Schriftsteller („Die Wolokolamsker Chaussee"), 6. sowj. Schauspieler und Regisseur, 12. altrömischer Kaiser, 14. Elementarteilchen, 15. französ. Schriftsteller („Die Glokken von Basel"), 16. Preisnachlaß, 17. ein Stoffeinfärbeverfahren, 21. Geschoß; Flugkörper, 23. german. Gott des Gewitters, 24. Trockengebiet Indiens, 26. Pelzart, 29. Nebenfluß der Fulda, 32. russ.-sowj. Dramatiker („Am Tage der Hochzeit"), 34. asiatischer Büffel, 36. engl. Seefahrer und Pirat (1540–1596), 38. banktechn. Begriff, 40. Niederschlag, 42. Stahlplatte mit Versteifungen, 45. Lasttier, 47. Hotel in Moskau, 50. listenförmige Aufstellung, 52. Tierprodukt, 54. Staatsmann der DDR (gest. 1961), 55. genialer norweg. Mathematiker des 19. Jh., 57. nordostspanischer Küstenfluß, 59. chem. Zeichen für Titan, 60. sowj. Presseagentur, 62. erster Kosmonaut der Erde, 63. waagerechte Fläche auf Schiffen, 65. schmale Durchfahrt, 67. Gutschein, 69. Anerkennung, 72. das heilige Buch des Islam, 73. weibl. Bühnenrolle, 75. französ. Schriftstellerin, 78. kleine Deichschleuse, 81. Schriftsteller (gest. 1831), einer der Hauptvertreter der sogenannten „Heidelberger Romantik", 82. Schriftstück, 86. harzreiches Holz, 87. Gebirgskette (spanisch), 90. See in Finnland, 92. Haupteingang, Tor, 93. Metallschmucktechnik, 94. Vogelbau, 97. Weinernte, 98. altes Papierzählmaß, 99. Einfall, 100. russ. Porträtmaler (gest. 1825), 101. Windschatten, 102. kleiner Meereskrebs.

Senkrecht: 2. Stammvater eines sagenh. Riesengeschlechts, 3. Fluß im Kaukasusvorland, 4. die älteste Schußwaffe, 5. leichter kurzer Galopp, 6. russ. Komponist („Fürst Igor"), 7. Begründer des arab. Großreiches, 8. Zweizahl, 9. Ausflug zu Pferde, 10. im Altertum Land in Südarabien, 11. ein schweizer. Urkanton, 13. Hinweis, 18. Sanddünenwüste, 19. russ. Schriftsteller (1853–1921), 20. russisch: Frieden, 21. Vorgebirge (arab.), 22. Liebesgott, 25. frühere Kaiserstadt in Südvietnam, 27. Salzlösung, 28. feierl. Gedicht, 30. ein Küchenkraut, 31. chem Zeichen für Erbium, 33. Bahn-Selbstanschlußanlage (Kurzw.), 35. Donaunebenfluß, 37. Mädchenname (Kurzf.), 39. sowj. Mineraloge (gest. 1945), 40. oberitalien. Großstadt (i. d. Landessprache), 41. Sitte, Brauch, 43. Halbinsel im NNW der UdSSR, 44. Klostervorsteher, 46. Männername, 48. Begründer der patriot. deutschen Turnbewegung (gest. 1852), 49. militär. Kommandostelle, 51. Schwur, 53. Nebenfluß der Aller, 56. Saugwurm, 58. Liebesgott, 61. Angehöriger eines besonders in Schweden verehrten Göttergeschlechts, 64. Schwung, 65. Neckarnebenfluß, 66. italien. Naturforscher des 17 Jh., 68. kraterförmige Senke, 70. südamerikan. Faultier, 71. rein, sauber, 72. engl. Bauernführer des 16. Jh., 74. unterirdische Straße bzw. Streckenführung, 76. sowj. Schriftsteller („Bahnbrecher"), 77. feiner Regen, 79. Rhônenebenfluß, 80. schriftl. Unterlage, 83. Hauptstadt der Ukraine, 84. eine der literarischen Hauptgattungen, 85. Schiffs-, Flugzeugbesatzung (engl.), 86. Kalziumkarbonat, 88. sowj. Fluß in Mittelasien, 89. Farbton, 91. griechisch: neu, 95. Titelgestalt bei Alex Wedding, 96. Aufgußgetränk.

Wer zählt die Völker, nennt die Sprachen..., so möchte man in Abwandlung einer Verszeile aus der Schiller-Ballade „Die Kraniche des Ibykus" fragen, wenn man an die Vielfalt der Sprachen im Nationalitätenstaat Sowjetunion denkt. Eine der großen Sprachgruppen, zu denen die Aserbaidshaner, Turkmenen, Kasachen, Tataren, Usbeken, Jakuten und viele andere gehören, ist das Lösungswort unseres heutigen Rätsels.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (s. Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 13 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 6. August 1986 (Poststempel). Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 18/1986 der FREIEN WELT.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:
1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4 bis 8. Preis je 25,– Mark

Vom Kern zum Wort

Waagerecht: 1. Begriff beim Fußballspiel, 2. antifaschistischer Publizist (1889–1938), Träger des Friedens-Nobelpreises, 3. Geburtsort Dürers, 4. Schmetterlingsart, 5. Kraftfahrzeug, 6. svw. Wikinger (Mz.), 7. Hauptstadt Schottlands.
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – nacheinander gelesen – ergeben den Namen eines bedeutenden deutschen Dichters des 19. Jahrhunderts.

1	F	R	E	I	S	T	O	
2	O	S	S	I	E			
3	N	U	E	R	N			
4	T	A	U	F	A	L	T	
5	A	U	T	O	M			
6	M	O	R	M	A	N		
7	E	D	I	N				

Füllrätsel

1. eine Zeiteinheit, 2. Frühlingsfest, 3. mißliche Lage, 4. Besteckteil, 5. Ausschreitung; Ausschweifung, 6. elektr. Schaltgerät.
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für eine Jahreszeit.

1	S				
2	O	S			
3	M	I	S		
4	M	E	S	S	
5	E	X	Z	E	S
6	R	E	C	H	T	S

Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist der Anfangsbuchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen:
Wanne – Ort – Tand – Liste – Edel – Torf – Achse
Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen stufenförmigen Wasserfall.

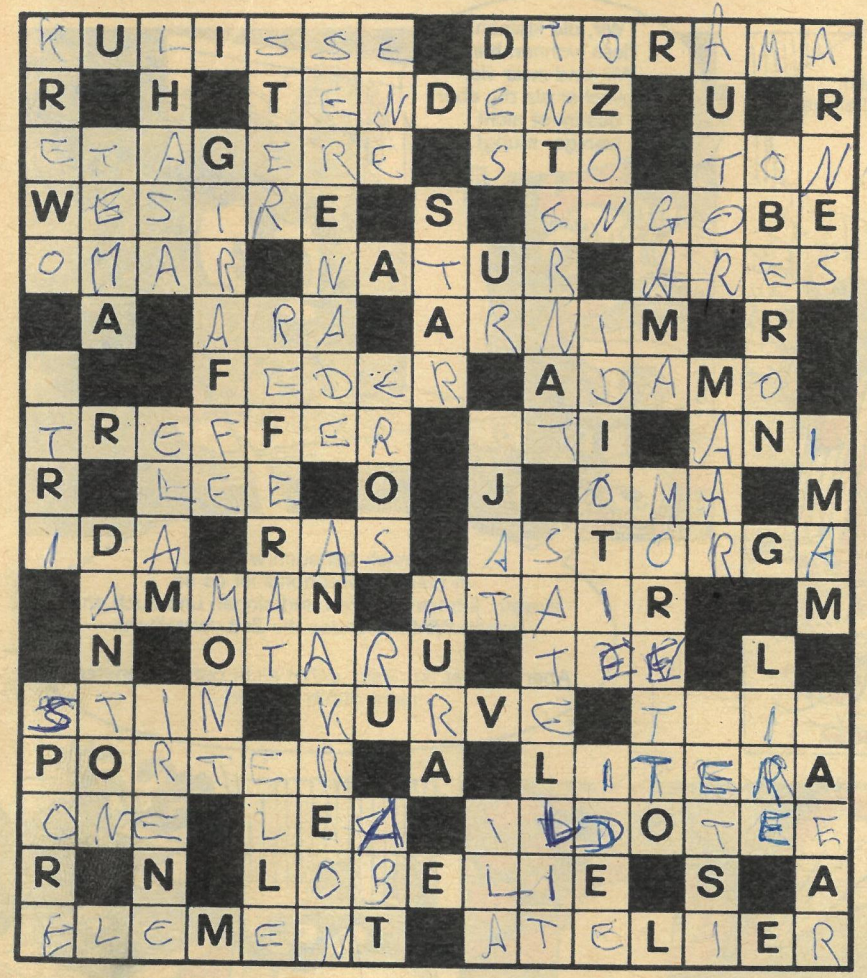
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Fernschreib-Nr. 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur (amt.): Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Georg Walter

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

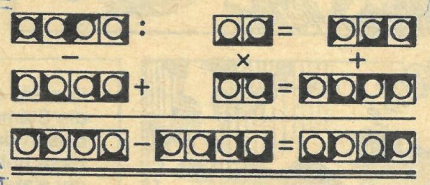


Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. deutscher Dichter der Romantik (1781–1831), 2. provencalischer Dichter des 19. Jh., 3. belgischer Schlagersänger, 4. griech. Lyriker des 6. Jh. v. u. Z., 5. griech. Kriegsgott, 6. der Adriaküste nahe Stadt in Italien, 7. Papageienart, 8. Klostervorsteher, 9. nordspanische Stadt, 10. die von einem Menschen ausgehenden Wirkungskräfte, 11. türkische Ruinenstätte nahe der Westgrenze zur Armenischen SSR, 12. oberitalien. Stadt, 13. Stern im Sternbild Adler, 14. svw. Verfasser, Schöpfer, 15. Hauptstadt Jordaniens, 16. Künstlerwerkstatt, 17. norweg. Grenzort nordöstl. von Oslo, 18. Aldehydzucker (Mz.), 19. Gestalt der Französ. Revolution, 20. Schaubild (plastische Darstellung mit gemaltem Hintergrund), 21. Ton- bzw. Tonartbezeichnung, 22. Stufengestell, 23. altoriental. Staat östl. des unteren Tigris, 24. keramische Gußmasse, 25. altes Längenmaß, 26. Liebesgott, 27. Grundbestandteil, 28. Fluß im südl. Peru, 29. Teil des Vogelkleides, 30. portugies. Seefahrer des 15./16. Jh.; er fand den Seeweg nach Indien, 31. langhalsiger afrikan. Paarhufer, 32. Gebirgsstock auf Kreta, 33. Einfall, 34. hochgradiger Schwachsinn, 35. islam. Gelehrtentitel, 36. Lehranstalt mit Wohnheim, 37. Bühnendekorationsstück, 38. sowj. Ort nordwestl. von Minsk, 39. Krümmung; gebogene Wegstrecke, 40. Windschatten, 41. den Glockenblumen verwandte Pflanze, 42. Hauptstadt von Tibet, 43. Mädchenname, 44. italien. Währungseinheit (Mz.), 45. Schallplattenmarke, 46. kraterförmige Senke, 47. französisch: Berg, 48. italien. Maler (1498–1554), 49. Wesensart, 50. Kalifenname, Gefährte Mohammeds, 51. engl. Zahlwort, 52. Swirnebenfluß in der Karelischen ASSR, 53. Großmutter, 54. japan. Hafenstadt a. d. Westküste Hokkaidos, 55. dreiatomiger Sauerstoff, 56. westafrikan. Fluß in Ghana, 57. Oper von C. M. von Weber, 58. Fluß im NO des Staates Bihar der Indischen Union, 59. ein Starkbier, 60. Gipfel, Vorgebirge (arab.), 61. Bericht, Vortrag, 62. Ort am Terek (südwestl. des Kasbek), 63. chem. Zeichen für Ruthenium, 64. svw. Nebenplanet; künstl. Erdbegleiter, 65. Abendmusik; Ständchen, 66. der ungeschlechtl. Vermehrung dienende Fortpflanzungszelle, 67. Männername (Kurzf.), 68. Singvogel, 69. altes Holzraummaß, 70. russisch: hundert, 71. Aufgußgetränk, 72. westafrikan. Hafen in Ghana, 73. Entwicklungsrichtung einer Erscheinung, 74. Klang, Laut, 75. erfolgreicher Tip, 76. kurzer Ausflug, 77. Auerochs, 78. Titel der höchsten Minister im früheren Osmanischen Reich.

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen



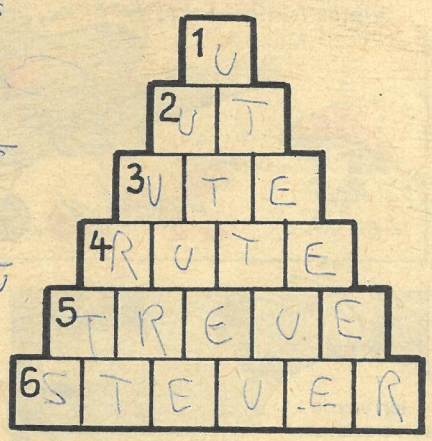
Schach

Einschlag auf h6

DAMENBAUERNSPIEL, Rogers (Australien) – Pribyl (ČSSR), 5. Keres-Memorial, Tallinn '85: **1.d4 Sf6 2.Sf3 g6 3.Sc3 d5 4.Lf4 Lg7 5.e3 0-0 6.Le2 b6 7.Se5 Lb7 8.h4 Sfd7 9.h5 S:e5 10.de e6 11.hg fg 12.Ld3 Sd7 13.Dg4 Sc5 14.dh3 S:d3+ 15.cd Kf7 16.Sb5 De7 17.Tc1 Tfc8 18.Ke2 La6 19.Sd4 e5 20.Sf3 h6 21.L:h6!** (kühner, wohlberechneter Einschlag) **21. ... Th8 22.Sg5+ Ke8 23.D:e6 D:e6 24.S:e6 L:e5 25.Lf4 Ke7 26.T:h8 Schwarz gab auf.**

Rätselpyramide

Für jedes Lösungswort werden die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs – zusätzlich eines weiteren – verwendet:
1. Vokal, 2. sowj. Flugzeugtyp, 3. Mutter der Burgunderkönige, 4. Gerte, 5. Anhänglichkeit; unbedingte Zuverlässigkeit, 6. Lenkvorrichtung; auch: Abgabe an den Staat.



Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist ein weiterer Buchstabe als neuer Wortbeginn voranzustellen, so daß neue Begriffe entstehen:
Ast – Range – Eid – Anton – Meise – Ran
Die hinzugefügten Buchstaben – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen Fluß in der ČSSR.

Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:
Stab – Taler – Emir – Mode – Schoner – Artek
Die Anfangsbuchstaben der neugebildeten Wörter – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen Kunststil, der von etwa 1600 bis 1750 reichte.

Auflösungen aus Heft 14/1986

Kreuzgitter, Waagerecht: Lapis(30), Paket(50), Terrine(64), Masse(38), Reims(55), AK(1), Protokoll(51), As(2), Boa(12), San(59), Tantal(65), Flanke(23), Ast(3), Lorelei(31), Non(41), Ana(4), Moa(39), Err(14), Neretva(42), Lei(32), Leiste(33), Engels(15), Not(43), Eni(16), At(5), Apenninen(6), TU(66), Reibe(56), Affen(7), Starter (60), Orest (45), Liebe(34).

Senkrecht: Lama(35), Pas(52), Ster(61), Brot(13), Fink(24), Perl(53), Kai(29), TASS(67), Akbas(8), Spat(62), Elsa(17), Manko(40), Oslo(46), Oste(47), Orfe(48), Ontario(49), Annalen(9), Takel(68), Alant(10), Liman(36), Ennis(18), Rur(57), Lat(37), Rente(58), Eede(19), Eton(20), Venn(70), Elite(21), Stab(63), Genf(26), Arno(11), Pest(54), Naab(44), Iota(28), Earl(22), Unke(69), Ise(27), Fee(25).

Umstellrätsel: Eber, Pest, Idol, Stroh, Otter, Dinar, Enten. – Episode.

Vom Kern zum Wort: 1. Trilobit, 2. Radeberg, 3. Astronom, 4. Narbonne, 5. Spilling, 6. Ignorant, 7. Sardinen, 8. Trichine, 9. Obsidian, 10. Rathenow. – Transistor.

Silbenrätsel: 1. Vater, 2. Ossa, 3. Neapel, 4. Aula, 5. Lerche, 6. Lauge, 7. Erzieher, 8. None, 9. Giebel, 10. Enter, 11. Ibsen, 12. Säge, 13. Trio, 14. Ernani, 15. Reede, 16. Nowosti, 17. Dame, 18. Ida, 19. Enkel, 20. Velour, 21. Egart, 22. Rache, 23. Nessel, 24. Ehre, 25. Igel, 26. Nadel, 27. Ebro, 28. Neige, 29. Imme, 30. Setter. – „Von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten zur Last."

Vom Kern zum Wort: 1. Madrigal, 2. Albanien, 3. Kabarett, 4. Anatomie, 5. Rachitis, 6. Eigentum, 7. Nadelkap, 8. Kalevala, 9. Original. – Makarenko.

Raten und Rechnen:

880	:	8	=	110
–		×		+
178		+46	=	224
702		−368	=	334

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 10) aus Heft 12/1986

Waagerecht: 1. Moskwa, 5. Kecskemet, 13. Hub, 14. Iatrik, 16. Zulu, 17. Reeder, 19. Anoden, 21. Staub, 24. Marx, 25. ADN, 26. Ogowe, 27. Oberon, 30. Amelia, 32. one, 33. Erato, 35. Lajos, 36. Ami, 37. SRR, 39. Desna, 41. Franke, 43. Eosin, 46. Hit, 48. Tarn, 50. Irun, 52. Osero, 53. Ozean, 56. Starter, 58. GUM, 59. Dur, 61. Sputnik, 62. Onega, 63. Algol, 65. Aken, 66. Anis, 68. Gai, 69. Iskar, 71. Landes, 76. Greif, 79. Lar, 81. LKW, 82. Trust, 83. Tilde, 85. Eta, 87. Rezept, 89. Landau, 90. Tiara, 92. Nei, 93. Ilok, 95. Komet, 96. Leguan, 98. Geysir, 99. Anne, 101. Elan, 103. Wrasen, 104. Pelikan, 105. Streicher, 106. Adrian, 107. Rast.
Senkrecht: 1. Muráň, 2. Ober, 3. Wiese, 4. Aar, 5. Kinn, 6. EKO, 7. Szeged, 8. Kino, 9. ei, 10. Museen, 11. Trara, 12. Subbotnik, 15. Radar, 18. Examen, 20. Don, 22. Golf, 23. Teja, 24. Moskito, 25. Aisne, 28. Bar, 29. Ron, 31. Mio, 34. Rat, 38. Rhodos, 40. Stapel, 42. Eren, 44. Sou, 45. Ismail, 47. Tor, 49. Ain, 51. Ureki, 54. Esk, 55. Nunatak, 56. Spartakus, 57. Ali, 58. Gag, 60. Ulk, 64. Girei, 65. Arktis, 67 SGD, 70. Alp, 72. Nrn., 73. Dudinka, 74. ESA, 75. Student, 77. Retter, 78. Ferenc, 80. Arena, 84. Limes, 86. Tag, 88. Elend, 89. Loren, 91. Alai, 93. Narr, 94. Lipa, 97. Uwe, 98. Gea, 99. Air, 100. Nas, 102. Ie. – **Lösungswort:** Kossuthpreis.

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Hartmut Rudolph, Halle/Saale, 4070

2. Preis:
75,– M Dirk Ahrens, Mühlhausen, 5700

3. Preis:
50,– M Martina Müller, Dessau 6, 4500

4. bis 8. Preis:
je 25,– M Irmgard Schröder, Berlin, 1156; Gerhard Thoms, Bentwisch, 2551; Renate Engelmann, Friedrichroda, 5804; K. Michalek, Wernigerode, 3700; I. Anschütz, Dorndorf/Rhön, 6206.

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

*

Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Das Tierhäuschen 12

Lange noch stromerte und brüllte der betrogene Bär durch den Wald. Und plötzlich stand er vor dem Tierhäuschen. Neugierig ging er näher heran.

Was für ein hübsches Häuschen! Hallo, wohnt hier jemand? Kommt heraus, ich tu euch nichts Böses!

Frei nach Samuil Marschak, gezeichnet von Viktor Trintschenko, Moskau

Wir, die kleinen Tiere wohnen hier. Wir sind zwar viel schwächer als du, aber bestimmt nicht weniger mutig!

Laßt mich bei euch wohnen. In meiner Bärenhöhle ist es so einsam. Ich kann tanzen und singen und euch an langen Winterabenden die Zeit vertreiben.

Aber die bist so riesig, gehst nicht durchs Fenster, nicht durch die Tür!

Ich werde es versuchen… Ächz, ächz, stöhn, stöhn…

KRAK!

KRAK!

Hilfe, unser Häuschen, es bricht auseinander!

Grämt euch nicht, Freunde. Wir bauen uns ein neues Haus, ein noch viel schöneres, größeres. Bevor der erste Schnee fällt, feiern wir Einweihung.

Der Bär schlug Bäume und schälte die Stämme, die Geißlein bissen das Laub ab, Igel und Hase hobelten die Bretter, der Kater und der Kranich zogen die Wände hoch, die Geiß räumte die Späne fort, das Mäuschen und der Frosch kochten das Mittagessen. Der Hahn aber spielte Harmonika, daß alle fröhlich wurden und die Arbeit schnell getan war.

Kommt alle zu Tisch! Jetzt wollen wir feiern!

Im Wald aber wurde es nun langsam Winter…

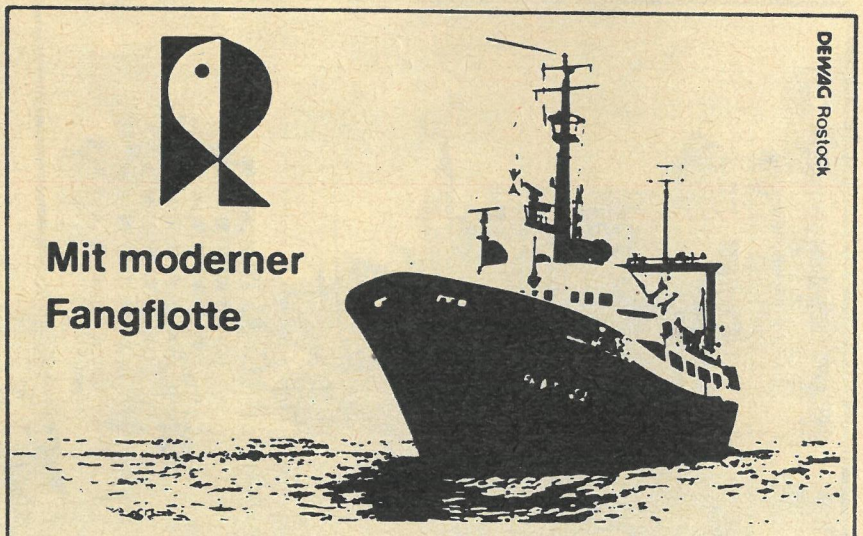
Fortsetzung von Seite 35

Der Hochverräter

Sie haben schon mindestens zehn Vergehen auf dem Kerbholz, die bei den Deutschen ganz einfach geahndet werden, wissen Sie."
Die Lampe surrte, das Benzin schien nichts zu taugen. In der Diele kämpfte der Wachposten verzweifelt mit dem Schlaf. Fernes, kurzes Kläffen schlug ans Fenster.
„Soll ich Sie nun den Deutschen ausliefern", sagte Dykij, vergeblich auf Antwort wartend, „in den Tod schicken, ja?" Józefiak zuckte die Schultern.
„Oder freilassen? Lieber freilassen, nicht wahr?"
Sie blickten einander an. Dykijs gerötete Augen, verschleiert vom trüben Grün des Lampenschirms, sahen kläglich aus, matt und greisenhaft. Es fiel schwer, sich ihrer Ratlosigkeit zu widersetzen.
Was Józefiak gehofft hatte, geschah: Dykij ließ ihn in die Kreisstadt schaffen.

Ich traf ihn Anfang Februar in R., ein paar Tage nachdem wir die Stadt eingenommen hatten. Das Wetter war trübe, nur wenige hundert Meter über der Erde hingen die Wolken, der Schnee hatte die niedrigen Häuser der Vororte begraben, er lag in großen Haufen auf Gehwegen und Fahrbahnen. Der Ort war vollgepfropft mit Partisanen. Immer neue Abteilungen tauchten aus den Wäldern auf, zogen in Schlittenkolonnen heran, hoch zu Pferde oder zu Fuß, um das seit Jahren entbehrte Stadtleben zu genießen. Es waren wunderliche, malerische Gestalten, in Schafpelze oder dünne erbeutete Soldatenmäntel, gewaltige Fellmützen und Filzstiefel gekleidet. Der wichtigste Bestandteil ihrer Ausstattung aber war ihre Bewaffnung. Jeder, der etwas auf sich hielt, hatte eine MPi um den Hals hängen, eine oder zwei Pistolen im Gürtel, eine dritte in der Gesäßtasche und manchmal noch einen Karabiner über der Schulter. Das Kostbarste jedoch waren die Handgranaten. Es gab Partisanen, die sich fünf oder sechs solcher runden „Zitronen" an das Koppel gebunden hatten. Einer schleppte sogar eine mächtige Panzerabwehrwaffe mit. In den Straßen lagen haufenweise nagelneue rotberingte Granatwerferminen, Kinder zerrten schwarze Panzerbüchsen umher, und auf dem Markt spielten sie an verlassenen deutschen Geschützen.
Die Mauern waren noch vollgeklebt mit Bekanntmachungen des geflohenen Feindes in drei Sprachen: „Von nun an wird jeder deutsche Blutstropfen in gesteigertem Maße mit Exekution vergolten. Die Elemente, die mit ihrer Tätigkeit und ihrer Einstellung den Kampf Europas um die Geschicke des deutschen Volkes sabotieren, werden das zu spüren bekommen. Als Vergeltung für die letzten Terrorakte wurde am 18. November 1943 eine größere Anzahl von..."
Jemand stieß mich an. Ich drehte mich um – hinter mir stand ein hochgewachsener Mann: schwarzer Pelz, schwarze Mütze, schwarze Stiefel, große fleischige Nase, hellblaue Augen. „Ich bin Rudolf", sagte er und schien erstaunt zu sein, daß ich das ohne jede Begeisterung zur Kenntnis nahm. „Haben Sie von mir noch nichts gehört?" fragte er leicht enttäuscht. Er schleppte mich zum Kommandeur einer anderen Truppe, mit der zusammen er gekämpft hatte. Er selbst sei noch nicht eingerichtet, eröffnete er mir mit verzeihungsheischendem Lächeln. Der andere Partisanenführer war krank und lag mit seiner Frau, die sich offensichtlich auch schlecht fühlte, im Bett. Dessen ungeachtet, wurden wir gastlich aufgenommen. Der Hausherr holte unter dem Bett eine riesengroße Flasche mit einer beißenden gelben Flüssigkeit hervor. Es war undestillierter Sprit. Wir tranken aus dem einzigen Glas, das sich im Hause befand. Nach dem ersten Schluck schlug meine Stimme in einen heiseren Diskant um. Rudolf (der Partisanenname für Józefiak) erzählte all das, was oben zu lesen war.
Schließlich erhoben wir uns und wankten zur Tür. In einem großen verlassenen Gebäude begann Rudolf, einen improvisierten Kosakentanz mit mir aufzuführen. Der Arzt seiner Brigade, ein kleines und fürchterlich verlaustes Männchen, das sich mit beiden Händen ständig unter der deutschen Uniform kratzte, schaute hilflos lächelnd zu, wie Rudolf mit gewaltigen Sätzen zur Hausapotheke fegte, irgendwelche Fläschchen ergriff und sie mit Macht an die Wand schleuderte. Danach riß er die Pistole aus der Tasche und feuerte acht Schüsse in die Decke. Da legten sie ihn gewaltsam schlafen.
Und dann, dann kamen noch die Schlachten an der Turia, bei Wlodzimierz und Kowel. Es folgte ein Einsatz mit Fallschirmen auf der anderen Seite der Weichsel, sie kämpften in den Heiligenkreuzer Bergen, und dann wieder das Zusammentreffen mit der Front – wieder die Freude, die ebenso einfach, in der gleichen Begierde nach jähem Rausch wie damals ihren Ausdruck fand. Man wird nämlich nicht umsonst Held. Heldentum wird mit Seelenfrieden bezahlt. Ein gewöhnlicher Mensch kann wohl ein Held werden. Aber wer weiß, ob jeder Held wieder ein gewöhnlicher Mensch werden kann.

(redaktionell gekürzt)
Lublin 1944, Berlin 1945



Mit moderner Fangflotte

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich:

Fischverarbeitung
als Produktionsarbeiter

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
– Mindestalter 18 Jahre und
– ein guter Gesundheitszustand

Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtsspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

Reg.-Nr. 63/I/86

Jede Woche 2x dabeisein!

TeleLOTTO

Sonntag- und Mittwoch-Ziehung mit mehrfachen Gewinnchancen – **zusätzlich Autos und Reisen**

Am besten

Dauerspiel über Ihr Spargirokonto

VEB VEREINIGTE WETTSPIELBETRIEBE

Bilder aus den ersten Tagen

Warschau
im Frühling 1945

Zygmunt
Leśniewski

Ehrensalve in den
Krakówer Park-
anlagen

Tag des Sieges
auf dem
Krakówer
Matejkoplatz

Nichts Besonderes, einen alten, vergessenen Koffer in einem Keller zu finden. Der Fund jedoch, der in diesem Jahr in einem Krakówer Kellergewölbe unter einem Kohlenhaufen gemacht wurde, ist eine Sensation. In dem Koffer, der hier etwa 40 Jahre gelegen hatte, befanden sich alte Fotos und vor allem über 7000 Negative. Man brachte den Fund zu einem Fachmann, zu Władysław Klimczak, dem Direktor des Krakówer Museums für historische Fotografie, und die Experten stellten fest, daß es sich um einmaliges Fotomaterial aus dem Jahre 1945 handelt. Auch der Autor konnte ermittelt werden: Es handelt sich um den in jenen Jahren bekannten polnischen Front-Fotografen Zygmunt Leśniewski. 1903 war er in Sibirien geboren worden, wo die Familie als Gegner des russischen Zaren in der Verbannung lebte. 1918

kehrte sie nach Polen zurück, und Zygmunt Leśniewski, der ein polnisches Gymnasium besuchte, schlug eine militärische Laufbahn ein. Schon als junger Mann begann er nebenbei zu fotografieren und absolvierte in den dreißiger Jahren auch ein entsprechendes Studium. Bis 1939, bis zum faschistischen Überfall auf Polen, war er Angehöriger einer Fernmeldeeinheit, geriet dann in Gefangenschaft und arbeitete nach seiner Freilassung in der Untergrundbewegung der polnischen Landesarmee. Während der Befreiung seiner Heimat war er vor allem im Krakówer Raum mit der Kamera dabei. Die jetzt aufgefundenen Foto-Dokumente – FREIE WELT veröffentlicht einige auf diesen Seiten – zeigen die ersten Tage, Wochen und Monate nach der Zerschlagung des Faschismus. Zygmunt Leśniewski fuhr damals als Foto-Korrespondent der Wochenzeitschrift „Zolnierz Polski" durchs Land und hielt

Der erste Tanz im Frieden

Waffenbrüder bei der Wachablösung

neben den Augenblicken der Freude über den Sieg und die Beendigung des Krieges auch das neu erwachende Leben in seiner zerstörten Heimat fest. 1947 kam Zygmunt Leśniewski auf ungeklärte Weise ums Leben, so daß das Material erst nach 40 Jahren durch einen Zufall ausfindig gemacht werden konnte. Das Krakówer Museum setzte alles daran, die zum Teil stark beschädigten Negative zu retten. Mit großem Aufwand wurden Fotos im Format 13 mal 18 gezogen. Die ersten 2500 Abzüge sind im Museum ausgestellt und werden auch in anderen Städten des Landes gezeigt. Es gibt inzwischen auch eine Reihe von Leuten, die sich oder Verwandte und Bekannte auf den Fotos erkannten. Noch ist die Erschließung des gesamten Materials nicht abgeschlossen.

Ingrid Kirschey-Feix

RUSSISCH
OHNE SCHULBANK

Postalische Plauderei

Sie haben sich in der Fremde eingerichtet und Ihre Gedanken schon wieder soweit geordnet, daß Sie Ihrer Lieben daheim gedenken können. Diese warten sicherlich auf ein Zeichen von Ihnen. Fürs erste werden Sie sich dafür interessieren, wie Sie zur Post kommen. Hierbei ist zwischen der **Poststelle** oder dem **Zweigpostamt** – **почта** (pótschta) bzw. **почтовое отделение** (patschtów(o)je addjilénije) und der **Hauptpost** – **почтамт** (patschtámt) zu unterscheiden. Legen Sie sich also die Frage zurecht: **Скажите, пожалуйста, где ближайший почтамт?** (ßkashýtje, pashályßta, gdjä blishájschy patschtámt?) **Sagen Sie bitte, wo ist die nächste Post?**

Den Weg dahin können Sie sich aber auch sparen, wenn Sie sich im Hotel oder am Zeitungskiosk mit **Ansichtskarten** eingedeckt haben: **открытки с видами** (atkrýtki ßwídami); wörtlich übersetzt sind das die „Offenen mit den Ansichten".

Eine Ansichtskarte mit e i n e m Großbild ist eine **открытка с видом** (atkrýtka ßwid(o)m), z. B. eine **открытка с видом Ленинграда** (... ßwíd(o)m Liningráda).

Um **Briefmarken** – **почтовые марки** (patschtówyje márki) brauchen Sie sich in diesem Falle nicht zu sorgen, sie sind aufgedruckt, übrigens auch auf den **Briefumschlägen** – **конверты** (kanwjärty), die es auf der Post zu kaufen gibt. Holen Sie sich **am Schalter**, der dort „Fensterchen" heißt – **окошко** (akóschk(o)) –, also **в окошке** (wakóschkje) für alle Fälle **10 Umschläge mit Marken: Дайте, пожалуйста, десять конвертов с марками** (Dájtje, pashályßta, djéßitj kanwjärt(o)w ßmárkami) – und wenn Sie ganz gut sind, lassen Sie einfließen, daß Sie **Briefe in die DDR** schicken wollen: **для писем в ГДР** (dla píßjem wGDR) oder **Luftpostbriefe** – **для авиаписем** (dla awiapíßjem) bzw. e i n e n Luftpostbrief – **для авиаписьма** (dla awiapißmá). Natürlich können Sie auch Ihre Postkarte **per Luftpost** – **авиапочтой** (awiapótscht(o)j) versenden. Dazu brauchen Sie natürlich eine zusätzliche Briefmarke.

Wollen Sie Ihre Post mit **Sondermarken** frankieren, verlangen Sie **юбилейные** (jubiléjnyje) oder **художественные марки** (chudóshyßtwennyje márki).

Am **Telegrammschalter** – **телеграф** (tjiligráf) oder **приём телеграмм** (prijóm tjiligrámm) – **Telegrammannahme**, lassen Sie sich ein **Formular für ein Auslandstelegramm** geben: **Дайте, пожалуйста, бланк для международной телеграммы** (... blank dla meshdunaródn(o)j tjiligrámmy), das Sie dann in Ihrer Muttersprache beschriften dürfen, in Blockschrift, versteht sich. Das Wort „Telegramm" ist im Russischen weiblich: **Вам телеграмма** (Wam tjiligrámma) – **Ein Telegramm für Sie.**

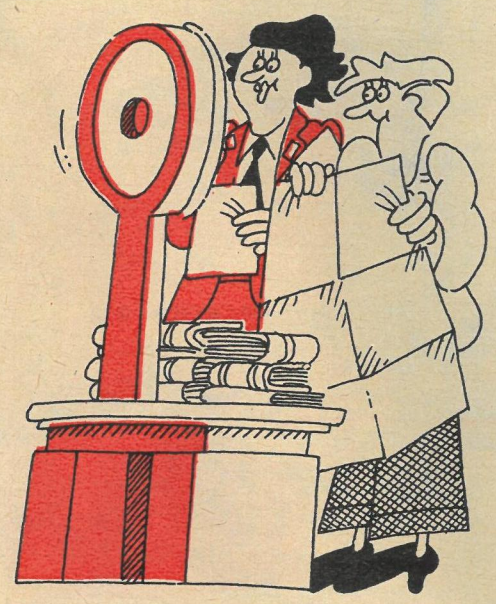
Wissenswert sind noch die Wörter **postlagernd** – **до востребования** (da waßträb(o)wanija, wörtlich: „zum Einfordern"), **Einschreibbrief** – **заказное письмо** (sakasnóje pißmó), **Päckchen** – **посылка** (paßýłka) oder **бандероль** (bandjiróll), meist Drucksache oder flaches Päckchen mit kleinerem Inhalt. Bei dem Wort **Paket** – **пакет** (pakjät) sollten Sie wissen, daß es auch **Tüte** bedeutet.

Fällt in Ihrer Gegenwart einmal das Wort **индекс** (índeks), so ist die **Postleitzahl** gemeint; die vollständige Bezeichnung lautet: **индекс предприятия связи** (índeks pritprijátjija ßwjási); der Ausdruck ist schwer übersetzbar, vielleicht mit „Leitzahl der Einrichtung des Post- und Fernmeldewesens" wiederzugeben, denn **связь** (ßwjas) bedeutet nicht nur **Verbindung** schlechthin, sondern ist auch die Sammelbezeichnung für das **Post- und Fernmeldewesen.**

Noch ein Wort zum internationalen Paketverkehr. Als Reisender mag man sich nicht mit Übergepäck belasten. Vielleicht haben Sie Bücher gekauft und möchten sie nach Hause schicken. Bringen Sie die Sachen unverpackt zum Schalter; man wiegt sie dort ab und verpackt sie Ihnen. Sie brauchen nur zu sagen: **„In die DDR. Packen Sie das bitte ein"** – **В ГДР. Заверните, пожалуйста** (W GDR. Sawernítje, pashályßta.); Sie haben dann nur noch **Adresse** – **адрес** (ádres) und **Absender обратный адрес** (abrátny ádres) oder **отправитель** (atpravítjel) auf das Paket zu schreiben und zu fragen: **Сколько с меня?** (ßkólk(o) ßminjá?) **Was habe ich zu zahlen?**

Und nun **wünschen wir Ihnen Erfolg** bei Ihren Bemühungen: **Желаем вам успеха** (Shyłájem wam ußpjächa!)!

Hella Rymarowicz



FREIE WELT-Solidaritätstombola

Wie in jedem Jahr möchten wir mit Ihnen gemeinsam, liebe Leser, die große Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten auf dem Alexanderplatz am 29. August 1986 vorbereiten. Wir bieten Ihnen zum Mitmachen für alt und jung, groß und klein unsere FREIE WELT-Solidaritätstombola. Wir denken dabei besonders an alle, die uns nicht an unserem Verkaufsstand auf dem Alex besuchen können.

Das alles können Sie gewinnen:

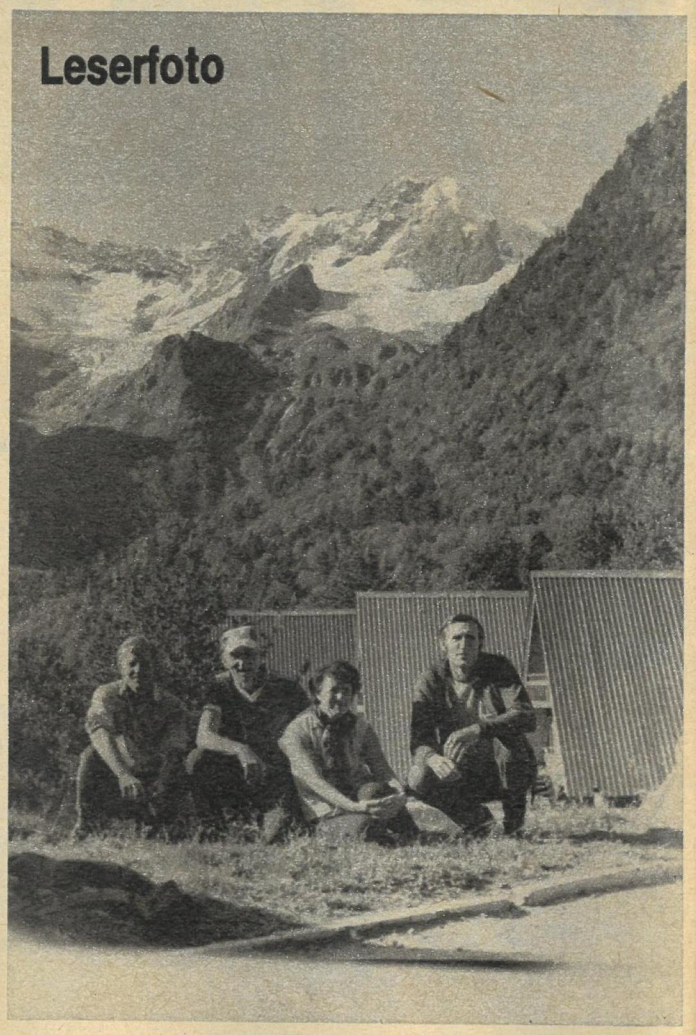
Erster Preis – 1000 Mark
Zweiter Preis – 750 Mark
Dritter Preis – 500 Mark
Fünfmal 100 Mark, zehnmal 50 Mark, dreißig Büchergutscheine à 25 Mark.

So können Sie teilnehmen:

Bitte überweisen Sie einen Geldbetrag von **mindestens 2 Mark** auf das **Postscheckkonto Berlin 7199-68-17717**
Kennwort:
FREIE WELT-Solidarität 1986

Kleben Sie bitte den Einzahlungsbeleg auf eine Postkarte, schreiben Sie unbedingt auch hier das Kennwort dazu und schicken Sie die Karte an:
Redaktion FREIE WELT
Postfach 9
Berlin
1056

oder schicken Sie uns eine Spende für unser Solidaritätsangebot am FREIE WELT-Stand auf dem Alex: Souvenirs, Handarbeiten, Bücher ... Adressieren Sie Ihre Sendung an:
Redaktion FREIE WELT
Postfach 9
Berlin
1056



Mein Freund Viktor (2. von l.) hatte mich in den Kaukasus eingeladen. Unser Ziel war Digoria in Nordossetien, die Erholungsbasis des Rostower Landmaschinenwerkes „Rostselmasch" – Viktor arbeitet dort. *Dieter Schmidt, Erfurt*

Jeder Einzahlungsbeleg über mindestens 2 Mark und **jede** Sendung mit einer oder mehreren Spenden zum Verkauf kommen in die Auslosung unserer 48 Preise. Sie erfolgt am 1. September 1986. Die Gewinner werden ebenfalls noch im September in der FREIEN WELT veröffentlicht.

Wir wissen, daß wir auf Sie zählen können, liebe Leser! Helfen Sie uns wieder mit, unsere Solidaritätsaktion auch in diesem Jahr zu einem vollen Erfolg werden zu lassen! Machen Sie mit bei der Solidaritätstombola der FREIEN Welt!

Wir sind dabei

Wie in jedem Jahr möchte ich auch diesmal nicht versäumen, meinen Beitrag für die Solidarität zu leisten. Es war noch kein Hinweis in Ihrer Zeitung – oder habe ich es übersehen?

Johanna Kolbe, Lugau

Liebe Frau Kolbe! Danke schön für Ihre schönen Klöppelarbeiten. Ihr Päckchen erreichte uns einen Tag vor Erscheinen des ersten Aufrufs zur Tombola im Heft 13/86. Selbstverständlich nehmen auch Sie an der Auslosung der Preise teil.

Ich habe wieder 15 Zettelkästen hergestellt – diesmal mit Berliner Motiven wegen des bevorstehenden Jubiläums. Für die Füllung finden sich sicherlich in Ihrer Redaktion Papierabschnitte.

Helmut Blumhardt, Halle

Eine Aktion mit Tradition – schon mehrere Jahre beteilige ich mich. Für mich ist die allerwichtigste Seite daran, den Kampf um die Erhaltung des Friedens zu unterstützen, den alle fortschrittlichen Menschen der Welt führen. Als junger Mensch habe ich miterlebt, wie unser Land von der Sowjetunion Hilfe erhielt.

Aus unserem Angebot am FREIE WELT-Stand: „Dein Freund ist dein Spiegel" – 111 Sprichwörter der Adygen, Dagestaner, Kalmyken, Karakalpaken, Karelier, Osseten, Tschuktschen und Tuwiner in einer 46seitigen Broschüre mit Illustrationen von Karl Fischer – das Beispiel oben: ein Karakalpake („Schwarzmütze").

Heute können wir selbst den um ihre Freiheit kämpfenden Völkern helfen.

Horst Doehler, Plauen

Ich habe ein Päckchen mit Büchern für Euch gepackt. Eigentlich waren sie schon wieder für meinen nächsten Solidaritätsbasar gedacht, aber bis dahin findet sich bestimmt etwas anderes. Ihr müßt nämlich wissen, daß ich jedes Jahr zum „Marzahner Frühling" in unserem WBA 109 einen Basar organisiere. In diesem Jahr konnten wir einem Erlös von rund 2000 Mark auf das Solidaritätskonto einzahlen. Beim zweiten Volksfest unseres Wahlkreises haben wir einen Flohmarkt und einen Waffelverkauf – frisch aus dem Eisen – veranstaltet. 15 Pfund Mehl wurden verbakken! Auch dieser Verkaufserlös diente der Solidarität. Für Euer Vorhaben wünsche ich viel Erfolg und vor allem schönes Wetter. Wir hatten Pech, es regnete und war kühl, trotzdem konnte sich unser Ergebnis sehen lassen.

Ingeborg Werner, Berlin

Wir haben es gewußt – Sie sind dabei, liebe Leser! Im vorigen Jahr beteiligten sich 1899 Leser an der FREIE WELT-Solidaritätstombola. Wir sind gespannt, ob Sie dieses Ergebnis noch überbieten! Allen, deren Sendungen wir bis jetzt erhielten, recht herzlichen Dank – nicht zuletzt auch für die Freude, die wir beim Auspacken haben.

Ihr Leserforum

Preisfrage

Heft 15/86

Wie viele Militärbasen haben die USA rund um die Welt?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× **50 M** sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 17/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 30. Juli 1986. Auflösung von Heft 13/86: Klaipeda. Wir gratulieren Dora Schumann, Freiberg.

Korallen

So war es richtig in Folge 1 „Korallen vor Kuba" (FW 13/86): Quallen (Medusen). Es gewannen: 100 M – J. Gebhardt, Halle; 75 M – H. Hausmann, Laubusch; 50 M – Elfriede Hirsch, Gornsdorf; Luise Mitscherling, Dresden; Jürgen Klein, Berlin. Herzlichen Glückwunsch!

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Klaus Rudloff, Hubert Schuster; Zeichnungen: Detlev Schüler

Tüchtige Leute

Ein großes Lob den tüchtigen Kollegen von der PGH „1. Mai" in Hagenow, die einen Trabant zum Elektrofahrzeug umbauten („Ein Schweitzer in Hagenow", FW 12/86).

Hilde Jüngling, Görlitz

Ich habe sechs Jahre im Kreis Hagenow gewohnt, in Redefin, und habe auch die Fernsehmechaniker dieser PGH in Anspruch genommen. Aber da gab es den Steckdosen-Trabbi noch nicht.

Elke Munsch, Groß Laasch

Seit vielen Jahren lesen wir FREIE WELT von Seite zu Seite, verwenden so manchen Beitrag für Agitation und Propaganda. Vielen Dank für den Bildungs- und Informationswert. Aber wir finden, daß die Preisfrage des Leserforums eine zu leichte Aufgabe ist. Besonders dieses Mal, wo der Begriff schon auf der Titelseite zu finden war!

Irene Stieglitz, Neubrandenburg

Verbindungen

Angeregt durch Ihre Artikel über vielfältige Kontakte von DDR-Betrieben zu Partnern in der UdSSR eine kleine Übersicht, wie das in unserem Werkzeugmaschinenbetrieb VEB Mikrosa Naumburg aussieht. Die Lieferung von Maschinensystemen zur Komplettfertigung von wellenartigen Teilen gehört zu unseren Exportverpflichtungen gegenüber der Sowjetunion. Montagekollektive unseres Werkes erledigten ihre Arbeit in Moskau, Tbilissi, Jerewan oder Nabereshnyje Tschelny zur Zufriedenheit der Vertragspartner. Gleichfalls ergeben sich ständig Kontakte für die wissenschaftlich-technische Kooperation mit Instituten der Industrieministerien der UdSSR. Anfang Mai war ein Freundschaftszug mit Werktätigen des Werkzeugmaschinenbaukombinates „7. Oktober" Berlin nach Moskau und Leningrad unterwegs. Auch Kollegen vom VEB Mikrosa fuhren mit! In der Heimat hatte indessen der Vorstand der Grundeinheit der Gesellschaft für DSF zu einem Wissenstoto aufgerufen. Von 170 beteiligten Kollegen beantworteten 117 alle Fragen richtig.

Klaus-Dieter Kramer, Naumburg

Flattertiere

In Ihrem Beitrag über Fledermäuse („Flugpause", FW 13/86) erwähnten Sie eine Zeitschrift NYCTALUS. Kann man die auch als Laie zu Gesicht bekommen?

G. Weyer, Rostock

Die Zeitschrift NYCTALUS, Organ der Arbeitsgruppe für Fledermausschutz und

-forschung der DDR, erscheint seit 1969 (zunächst in hektografierter Form und unregelmäßig). Ab 1978 wird sie im Buchdruck vom Direktor des Tierparks Berlin, Prof. Dr. sc. Dr. h. c. H. Dathe, herausgegeben – als Neue Folge mit mindestens einem Heft pro Jahr, das etwa 100 Seiten umfaßt. Sechs Hefte bilden einen abgeschlossenen Band. NYCTALUS wendet sich an alle Interessenten des In- und Auslandes, die sich beruflich oder in der Freizeit mit Fledermäusen beschäftigen. Die Thematik reicht von faunistischen Artikeln über Arbeiten zu Fortpflanzungsbiologie und Naturschutz bis zur Rolle der Fledermaus in Religion und Mythos. Die Zeitschrift kann nicht über den Buchhandel bezogen werden, Bestellungen sind an den Berliner Tierpark zu richten.

Dr. Joachim Haensel

Fast zirkusreif

Tauklettern war eine der nicht ganz einfachen Übungen in den Volkssportwettkämpfen beim diesjährigen Turnier der Freundschaft vom Kombinat VEB Carl Zeiss Jena. Hierbei ging es nicht um Plätze, entscheidend war das Mitmachen. Turniersieger wurden in den Disziplinen Volleyball, Kegeln, militärischer Geländelauf, Pistolenschießen, Fußballkleinfeld und Schach ermittelt. Und international ging es dabei zu: Sportler aus Chile, Kolumbien, Vietnam, der UdSSR und der südafrikanischen Befreiungsbewegung ANC waren beteiligt. Ein Höhepunkt war der spannende Kampf um den Titel des Elfmeterkönigs. Womit ich eine kleine Ergänzung zu Ihren interessanten Sportbeiträgen liefern wollte…

Hubert Schuster, Rothenstein

Eselsbrücken

Ein Hinweis zum Beitrag „Im Reich der Stille" (FW 12/86): Als ich studierte – es ist schon lange her –, hatten wir einen kauzigen Professor, der gern Eselsbrükken baute: Stalaktiten wird mit **k** geschrieben (bei Ihnen mit g!), weil sie von der Decke kommen. Stalagmiten wird mit **g** geschrieben, weil sie vom **G**rund kommen. In meinem Duden steht es auch so. Herzlichen Gruß!

Maria Frank (75), Neuenhofe

Dankeschön! Das merken wir uns jetzt für immer!

Eine unkonventionelle Reisereportage

von Bernd Siegmund (Text) und Manfred Bofinger (Zeichnungen)

Wer gerne schräg mit beiden Beinen auf der Erde steht, für den ist die Volksrepublik Bulgarien genau das Richtige. An den Hängen des Balkan-, Pirin- oder Rhodopengebirges kann man wundervoll lernen, die Welt aus einem Neigungswinkel von zehn oder fünfzehn Grad zu betrachten. Diese schiefe Ebene rückt so manches gerade, was einem an Lebenserkenntnissen nicht ganz aufrecht im Gehirn steckt.

Nehmen wir nur mein persönliches Verhältnis zum Schaf!

Ich halte dieses lebende Wollknäuel für den größten Schauspieler unter den Tieren. Nichts gegen die Schauspielerei. Doch wer nun schon einmal mit einem solchen Talent gesegnet ist, der sollte sich auch der Verantwortung bewußt sein. Und zwar nicht irgendwie, sondern voll!

Doch was macht das Schaf?

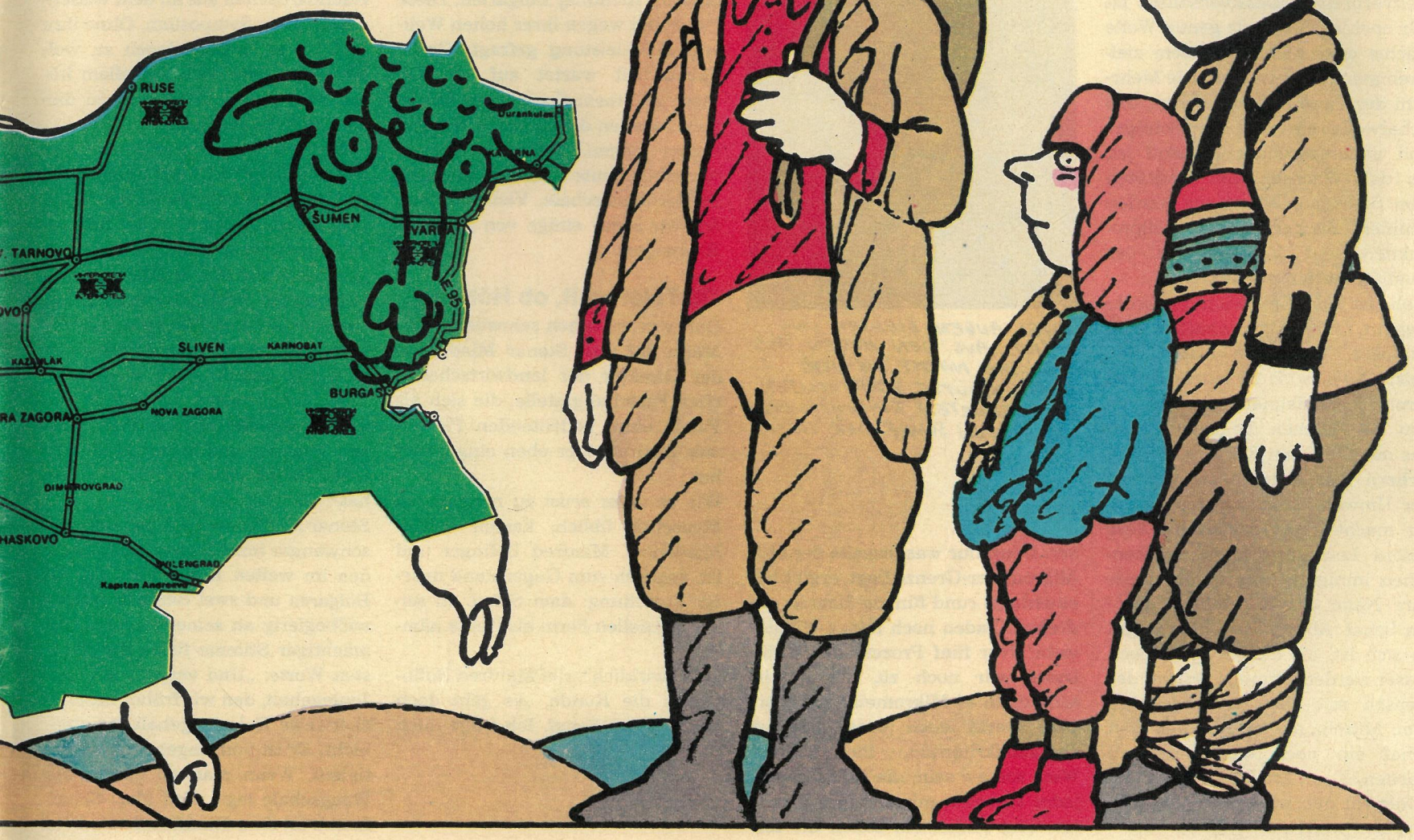
In vielen künstlerischen Naturfilmen nach der Wirklichkeit kann man immer wieder die verantwortungslosen Schaustellereien dieser rammsnasigen Zeitgenossen bewundern. So beispielsweise, wenn sie sich mit lässiger Eleganz auf die Hinterfüße stellen, um einen des Weges kommenden Wanderer glauben zu machen, ein lieber Mensch käme daher.

Ist das noch ein vergleichsweise harmloser Scherz, so bleibt einem beim nächsten schon das Lachen im Halse stecken. Ich meine den faulen Trick mit dem Wolfspelz. Dabei gehen die Schafe mit einer Dreistigkeit zu Werke, die man sonst nur von so manchen Menschen kennt. Scheinheilig stülpen sie sich ein fremdes Fell über die Ohren und mischen sich unter die harmlosen Wölfe. Wenn diese dann, müde von der Last der Arbeit, erschöpft in den Schlaf sinken, fallen die Schafe lachend über die dummen Wölfe her. Und fressen sie einfach auf.

Gewiß, eine schauspielerische Meisterleistung. Die schlimmen Folgen aber sind bekannt. Heute gibt es nur noch wenige Wölfe auf unserer schönen Erde. Schafe aber, die findet man wie Sand am Meer.

Jüngst erst haben die Mitarbeiter des Instituts für Schlafforschung in einem internationalen Großversuch, an dem Schlafgestörte aus dreizehn Ländern beteiligt waren, zählenderweise festgestellt, daß es zum gegenwärtigen Zeitpunkt über eine Milliarde Schafe auf der Welt gibt. Private und genossenschaftliche, alte und junge, einige schwarze und viele, viele weiße. Allein 145 Millionen davon leben in der Sowjetunion. Auf die gleiche Kopfzahl bringt es der Kontinent Australien. Dann folgen Neuseeland (56 Millionen), Fußball-Weltmeister Argentinien (42), Indien

Schäfchen Rawnogor



(40), die Türkei (37) und Bulgarien mit 11 Millionen fünfhundertsiebenundvierzigtausendneunhunderteinundzwanzig Stück Vieh.

Wobei ich leider diese genaue Zahl sofort um ein Schaf nach unten korrigieren muß. Manfred Bofinger und ich haben es im Interesse der journalistischen Sache aufgegessen.

Aber so ist das mit den exakten Zahlen. Sie stimmen selten mit sich selbst überein. Zumindest bei den Schafen nicht. Ständig wird an ihnen herumgeknabbert. Daraus der Wissenschaft von der Statistik einen Vorwurf machen zu wollen, wäre verfehlt. Wir müssen eindeutig feststellen: Nicht die Zahlen sind schuld, sondern die Menschen. Das heißt, auch nicht direkt die Menschen, sondern das Schaf. Denn sein Antlitz löst in vielen von uns etwas aus, was der große Wissenschaftler Pawlow längst als Reflex erkannt hat: die haltlose Lust nach dem unschuldigen Lamm! – In welch äußerer Erscheinung auch immer es auftritt.

Das sollten Manfred Bofinger und ich noch frühzeitig genug zu spüren bekommen bei unserer wissenschaftlichen Schafstour durch Bulgarien.

Ein Zeitalter macht nicht halt

Nun ist Bulgarien ja bekannt dafür, daß es auf dem Balkan liegt. Und zwar nicht irgendwie, sondern wunderschön. Etwa so, als würde sich die sinnliche Else oder die kuschlige Jakeline oder die freche Tanja bei uns zu Hause entspannt auf dem Diwan rekeln. Das ergäbe dann ähnlich schöne Gebirge und Täler, Schluchten und Ebenen, dichte Wälder und nützliche Tomatenplantagen, wie Bulgarien sie hat.

Vielleicht ist das sogar der heimliche Hintergrund, warum DDR-Bürger hierher in den Urlaub fahren. Doch wir wollen nicht länger darüber spekulieren, sondern uns lieber auf den Weg machen nach Rawnogor.

Das ist nichts weiter als ein kleines Gebirgsdörfchen. Sein Name ist zusammengesetzt aus zwei Wörtern. Aus Rawno und Gor. Wobei jedes Wort erstaunlicherweise eine andere Bedeutung hat. Rawno bedeutet auf gut deutsch soviel wie: Egal! Und hinter dem Wörtchen Gor versteckt sich: der Berg. Egalberg also heißt das Dörfchen! Soll das bedeuten: Dem Berg ist sowieso alles egal? Oder: Egal, mit wieviel Mühen wir Menschen hier hinauf gekommen sind, wir haben ihn besiegt, den Berg.

Niemand weiß mehr genau zu sagen, wann und ob es gerade so zur Namensgebung gekommen war. Denn Rawnogor ist ein uraltes Dorf. Heute bricht sich – den Straßenarbeitern sei Dank – von Plowdiw kommend ein autobefahrenes Asphaltband in schwindelerregenden Serpentinen bis nach Rawnogor die Bahn.

Umgeben von der dünnen Höhenluft der Rhodopen leben hier 2000 Menschen. Alle sind Bulgaren. Bis auf die 3200 Schafe. Die sind eine Kreuzung. Zwischen dem hiesigen, namenlosen Schaf nämlich und den Typen der Marke Zigaja. Daraus entstand eine klimatisch zuverlässige Gebirgsrasse, die man selten oder gar nicht im Flachland antrifft.

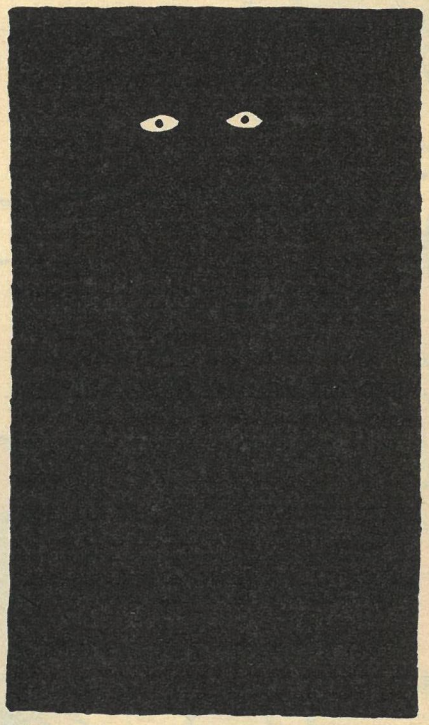
In diesem Zusammenhang ist es durchaus interessant, darauf hinzuweisen, daß man von unseren einheimischen 2,7 Millionen DDR-

Schafen genau das Gegenteil behaupten kann. Aber so ist die Welt der Schafe: Keines gleicht dem anderen wie ein Ei. Und doch vereint sie alle eine große Herausforderung.

Auch vor ihnen nämlich hat unser wissenschaftlich-technisches Leistungszeitalter nicht halt gemacht. Das in früheren Jahren bei Schafen weitverbreitete Denkverhalten: Ist mir doch egal, ob mir genug Wolle wächst oder nicht, ist einem zielstrebigen Tun gewichen. Die Mehrzahl der Tiere hat eingesehen, daß Schafwolle ein viel zu wichtiger und dollarsparender Rohstoff ist, als daß Wachsen und Gedeihen dem Selbstlauf überlassen werden könnten. Steigerung der Wollproduktion und Verbesserung der Qualität, darum geht es.

Wolle ist auf dem Weltmarkt hochbegehrt. Ihre Eigenschaften sind einmalig. Wollfasern lassen sich beispielsweise bis zu einem Drittel ihrer Länge dehnen, ohne zu reißen. Sie nehmen die Feuchtigkeit des menschlichen Körpers auf und sichern den Wärmeaustausch mit der Umwelt. Keine chemische Faser macht ihnen das nach. Diese schöne Leistung drängt uns Menschen immer wieder in die dankbare Nähe des Rohstoffproduzenten Schaf. Aber da ja nichts so gut an sich ist, als daß es nicht noch besser werden könnte, versucht der Mensch mit allen wissenschaftlichen Mitteln, aus einem effektiven Schaf ein noch effektiveres zu machen.

Hören wir nur, wie unsere und Bulgariens wollverarbeitende Industrie schreit: Gebt uns mehr Wolle in besserer Qualität, damit wir den Ansprüchen nach Strickgarn genauso nachkommen können wie denen nach feinstem Kammgarn. Zwei Drittel unseres Aufkommens soll Feinwolle sein. Für euch Schafe bedeutet das einen Kampf um tausendstel Millimeter Haardurchmesser. Denn nur was jenseits der 26,5 Mikrometer-Grenze liegt, ergibt bei einem aus rund fünfzig Haaren gedrehten Faden noch feines Wollgewebe. Nur fünf Prozent der Wolle lassen wir noch zu, die durchschnittlich 34 Mikrometer stark ist. Und merkt euch unser zweites Qualitätskriterium, ihr Schafe! Weiß soll sie sein, die Wolle. Denn jedes Bleichen mindert ihre Qualität. Und schließlich sollen die feinen weißen Wollhaare auch noch lang und ebenmäßig sein. Millionenwerte hängen von euch ab, ihr Schafe.



ZWEI AUGEN LIESSEN UNS NICHT AUS DEN AUGEN, ALS WIR DIE NACHT IN DER SCHÄFERHÜTTE VERBRACHTEN. SIE GEHÖRTEN EINDEUTIG DEM SCHWARZEN SCHAF DER HERDE.

Der Weg zum Erreichen dieser Ziele verläuft unter anderem über ein planvolles Kreuz und Quer zwischen Schafen dieser und jener Rasse. Selbst über Ländergrenzen hinweg. Erst unlängst verließen eine ganze Reihe von Herdbuchschafen unser schönes Karl-Marx-Stadt in Richtung Bulgarien. Diese Tiere sind wegen ihrer hohen Woll- und Milchleistung gefragt. Große Zuchtarbeit wartet auf sie. Ob diese zu einem Superschaf führen wird, werden die nächsten Generationen zeigen. Trotzdem können wir schon heute stolz sein auf unsere Herdbuchschafe. Vielleicht treffen wir sogar einige von ihnen in Rawnogor.

Ob Täler weit, ob Höhen...

Dort wartete schon sehnsüchtig ein Mann auf uns. Stonar Mladenow, der Direktor der landwirtschaftlichen Forschungsstelle, die sich als Filiale eines bedeutenden Plowdiwer Instituts hier oben eingenistet hat.

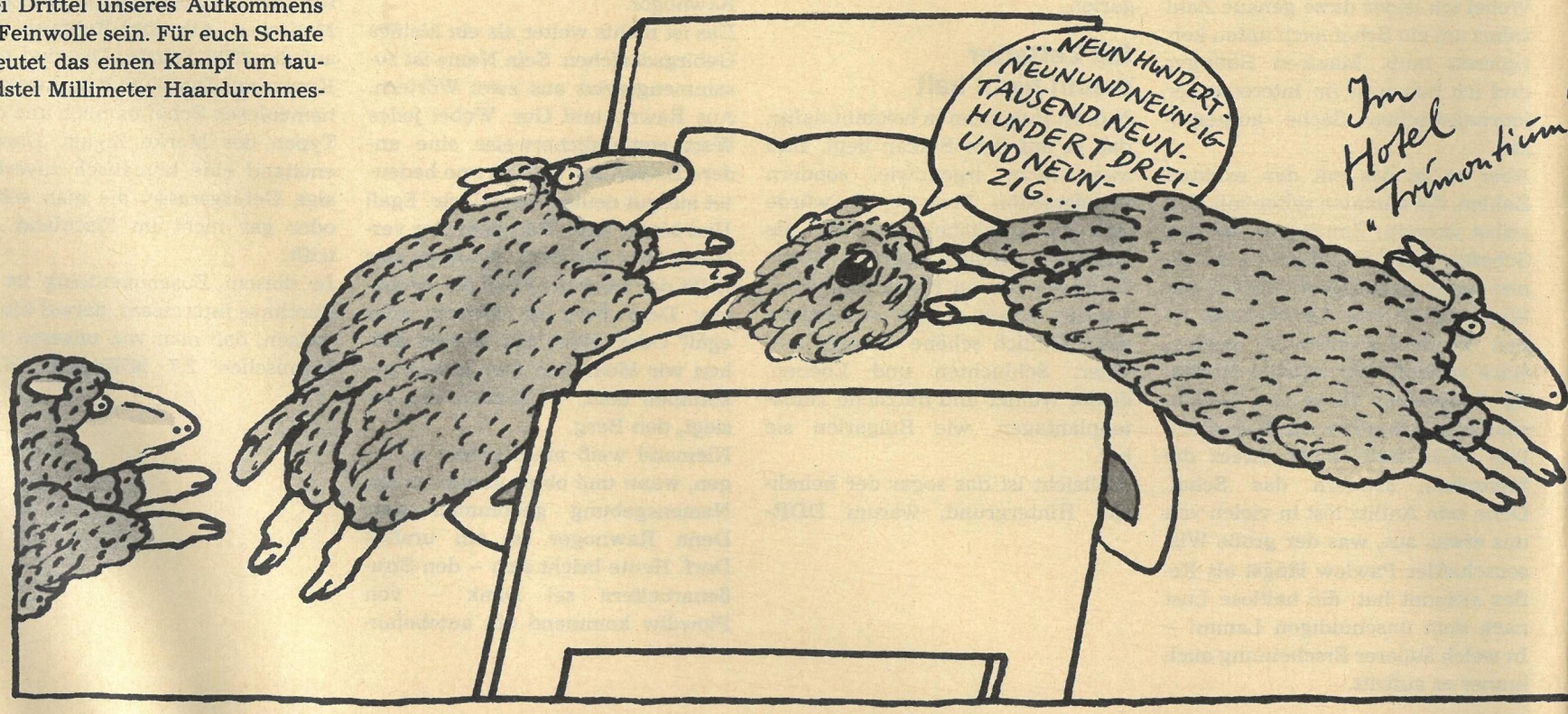
Wie es unter ernst zu nehmenden Menschen üblich, kamen Stonar Mladenow, Manfred Bofinger und ich sogleich zum Gegenstand unserer Forschung: dem Schaf. In seiner speziellen Form als Keule nämlich.

„Also wirklich", rief Manfred Bofinger in die Runde, „es geht doch nichts übers Schaf. Ich frage mich immer wieder: Warum nur schmeckt das Schaf so schön?"

Sprach's und riß mit Kennermiene ein Riesenstück aus der Keule. Mit ungeahnter Schärfe stand seine Frage im Raum. Sie löste sofort eine erregte Diskussion im weiten Rund der Gaststätte aus. Mindestens elf Bulgaren beteiligten sich mit heftigen Wortattacken von den Nachbartischen aus an dem wissenschaftlichen Symposium. Ohne ihre Meinungen beiseite legen zu wollen sollten wir doch vor allem hören, was Stonar Mladenow zu dieser Frage zu sagen hatte.

„Bulgaren", so donnerte er, „wir haben es hier nicht mit irgendeiner Frage zu tun, nein, es ist die Frage aller Fragen. Man kann sie nur beantworten, wenn man mit dem nötigen Ernst auf den ernährungsphysiologischen Wert des Schafes zu sprechen kommt. Wie viele von uns wissen, wird der einzig und allein bestimmt durch seine chemische Zusammensetzung. Ich meine damit die Anteile Eiweiß, Fett, Wasser, Vitamine und Mineralstoffe, die jedes Schaf von uns im Fleische hat."

Stonar Mladenow hielt bedeutungsschwanger inne. Es war still geworden im weiten Rund. Wir, alle elf Bulgaren und zwei Berliner, hingen wißbegierig an seinen Lippen. Mit mächtiger Stimme fielen die nächsten Worte: „Und vergeßt mir den Joulegehalt, den wir früher fälschlicherweise Kaloriengehalt nannten, nicht. Er ist von ungeheurer Wichtigkeit. Wenn man all das in die Waagschale legt, wird klar: Schaffleisch ist dem Rindfleisch ähnlich.



Zwei Schäfchen in Rawnogor

Nur viel besser natürlich. Vor allem deshalb, weil sein Genußwert arttypisch ist. Er macht jedes Schaf unverwechselbar!“

Er schwieg erschöpft. Beifall brandete auf. Einige Bulgaren und Manfred Bofinger erhoben sich von den Plätzen. Stonar Mladenow hatte klug gesprochen. Aber war das letzte Wort schon gefallen?

Nein!

Plötzlich hörte ich mich sagen: „Man kann sogar noch weiter gehen. Seht her, meine bulgarischen Brüder, das Fleisch der Schafe…“

Ich riß voller Begeisterung die Keule hoch.

„Zeichnet es sich nicht aus durch eine lebhaft helle, man könnte sagen ziegelrote Farbe? Und diese feste Konsistenz der Muskulatur, diese feine Maserung… Die Muskeln sind nicht oder nur ganz wenig mit Fett durchwachsen. Darauf legen wir Schafe wert. All diesen Dingen verdanken wir unseren charakteristischen Geruch und Geschmack, der durch Knoblauch, Paprika, Zwiebeln oder Kümmel sogar noch verfeinert werden kann. Aber nicht muß.“

Ich hielt meine Rede an. Wie ein Mantel, so hing das jähe Schweigen in der Luft. Dann begannen die Bulgaren zu tuscheln. Sie beugten ihre Ohren zueinander, leise wechselte eine Meinung die andere. Plötzlich stand Stonar Mladenow auf.

„Es ist uns eine große Ehre“, sagte er, „daß zwei so kluge Schafskenner den Weg nach Rawnogor gefunden haben. Wir möchten euch beide recht herzlich einladen, morgen in aller Frühe unseren Herden einen Freundschaftsbesuch abzustatten. Sie grasen unermüdlich unsere Gegend ab. Ob Täler weit, ob Höhen… Da kann ihnen ein bißchen Abwechslung auch mal nichts schaden. Seid ihr einverstanden?“

Wir nickten beide stumm und glücklich. Ein schwerer, aber schöner Tag stand uns bevor.

Und ewig lockt das Schaf

Mit einem herzhaften Gähnen erhob sich am nächsten Morgen der Morgen, um über Bulgarien aufzugehen. Sofort waren wir auf unseren vier Beinen. Als wir vors Tor traten, lag Rawnogor in bleicher Kühle, sichtlich vom Tau benäßt. Aus den Stallungen so mancher Bauernhäuser ertönte das optimistische Muhen der eben aus dem Schlaf erwachten Kühe. Ein einzelner Ochse brüllte seine unwichtige Meinung durch die Gegend, ein Hahn krähte und schließlich blökte zu allem Überfluß noch ein Kalb. Kurz gesagt: Es erwachte das Dorf. Nur von unseren Freunden, den Schafen, war nichts zu hören. Aber die waren ja auch weit weg. Hoch im Gebirge arbeiteten sie.

Ein glückliches Gefühl schlich sich verstohlen in mein Herz. Endlich war es soweit. Wie hatte ich ihn herbeigesehnt, diesen Tag. Zwiesprache zu halten lag mir im Sinn. Mit mir selbst wollte ich das tun, mit den Schafen und ihrer Natur. Vielleicht würde ich auch endlich

DIESE LANDWIRTSCHAFTLICHE SKIZZE DES GROSSSTADT-ZEICHNERS BOFINGER, ER GLAUBTE DAS AGRAR-EI DES KOLUMBUS GEFUNDEN ZU HABEN, ENTLOCKTE DEN HIRTEN EIN LAUTES GELÄCHTER UND EIN NACHSICHTIGES LÄCHELN.

ihn aufrollen, den berühmten Faden der Ariadne, der ja bekanntlich nichts weiter war als ein Knäuel Schafswolle. Dieses älteste Spinngut der Menschheit half damals dem wackeren Theseus, den Weg aus dem Höhlenlabyrinth des Minotaurus zu finden, nachdem er so manchem Ungeheuer den Garaus gemacht hatte. Guter Theseus!

Mein Gesicht erschien plötzlich ruhig und zufrieden. Das meines Freundes Bofi übrigens auch. Nur bei Stonar Mladenow zeigten sich noch einige Sorgenfalten von der letzten Nacht.

„Hoffentlich finden wir unsere Freunde auch“, orakelte er. „Man weiß ja nie, wo sie gerade grasen.“

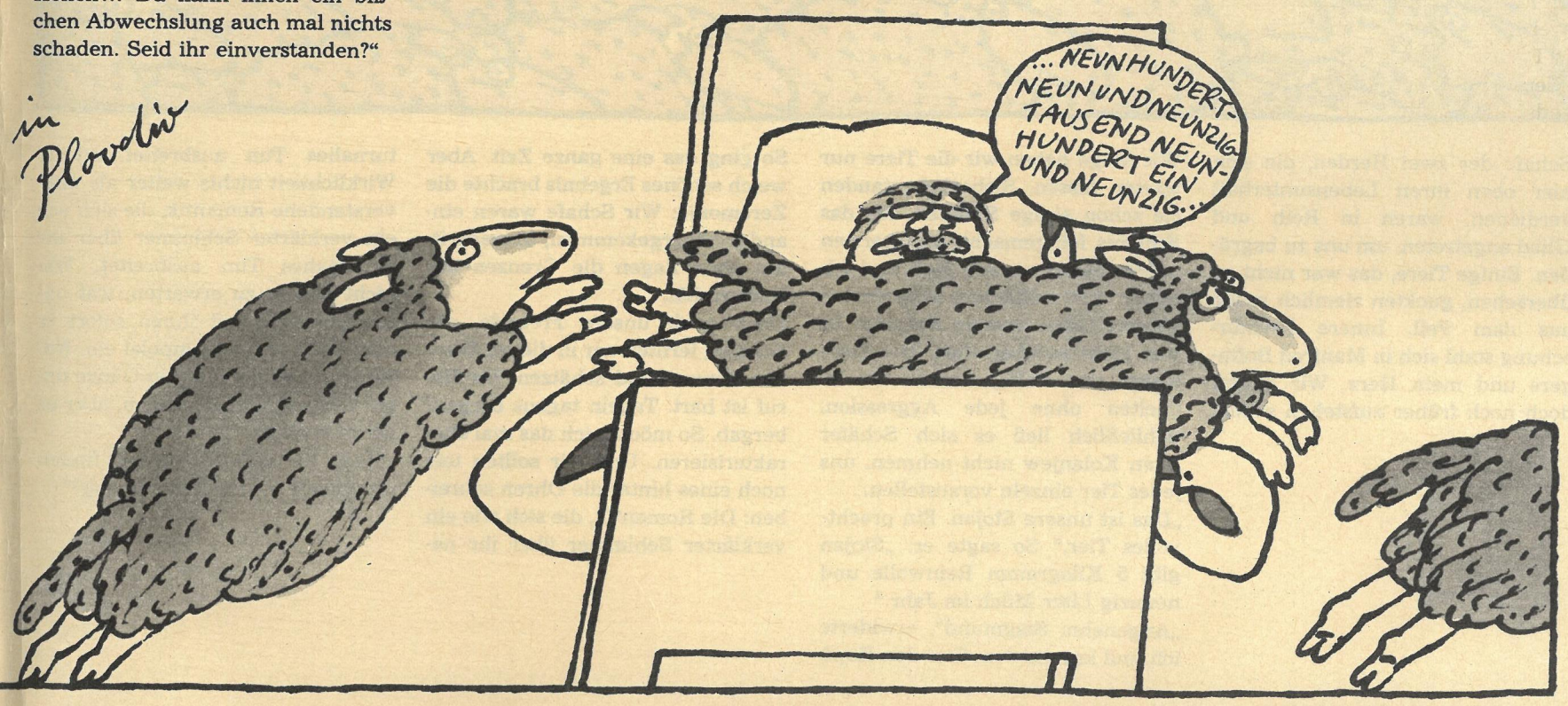
Aber da sich niemand von uns bange machen ließ, bestiegen wir wohlgemut den schweren Geländewagen. An die Fahrt denke ich nur mit Grausen zurück. Es ging über steile, bröcklige Wege, vorbei an grusligen Abgründen, über schwankende Hängebrücken und zerklüftete Felsgrate. Entsetzt fragte ich: „Und diesen Weg wählen auch unsere Schafe?“

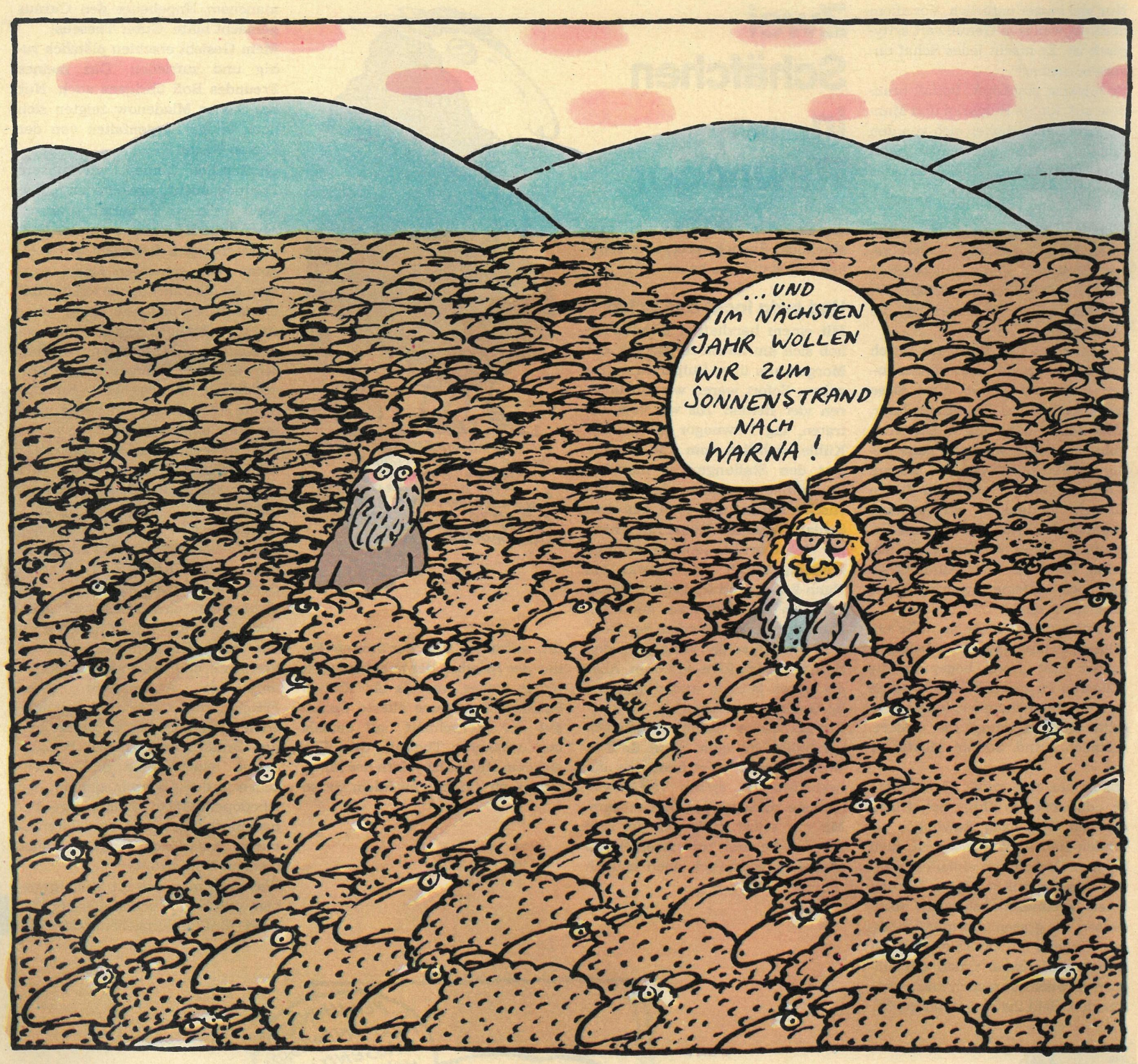
Aber da lachte Stonar Mladenow.

„Die Schafe? Nein, die sind ja viel klüger als so mancher Mensch es glaubt.“

Endlich waren wir da. Nach einer Stunde und siebenundzwanzig Minuten der Angst. In sanften Schwingen bot sich uns die Gebirgsalm dar. Alles war grün und friedlich. Wattiger Rauch stieg aus der Schäferhütte. Rundum herrschte eine warme, wohltätige, anregende Atmosphäre voller Frische und Vitalität. Mit freundlichen Gesichtern begrüßten die beiden Schäfer ihren lieben Besuch. Selten haben diese guten Menschen in der Abgeschiedenheit der Rhodopen Gäste. Nur einige benachbarte Wölfe und zwei Bärenfamilien lassen sich ab und an mal blicken. Nun also wir!

Was hatte man sich für Mühe gegeben, welch eine schöne Geste: Die rund fünfhundertsiebenunddreißig





Schafe der zwei Herden, die sich hier oben ihren Lebensunterhalt verdienen, waren in Reih und Glied angetreten, um uns zu begrüßen. Einige Tiere, das war nicht zu übersehen, guckten ziemlich müde aus dem Fell. Innere Zerknirschung stahl sich in Manfred Bofingers und mein Herz. Wir hätten doch noch früher aufstehen sollen.

Wie lange haben wir die Tiere nur warten lassen. Sicherlich standen sie schon einige Stunden, für das Ereignis feingemacht, und harrten unser. Bewegt traten Bofi und ich näher. Ein fröhliches Määhen begleitete jeden unserer Schritte. Es war nicht zu übersehen: Die Tiere waren uns wohlgesonnen. Sie lächelten ohne jede Aggression. Schließlich ließ es sich Schäfer Iwan Kolanjew nicht nehmen, uns jedes Tier einzeln vorzustellen.

„Das ist unsere Stojan. Ein prachtvolles Tier." So sagte er. „Stojan gibt 5 Kilogramm Reinwolle und neunzig Liter Milch im Jahr."

„Angenehm Siegmund", erwiderte ich und kraulte dem Tier den Kopf.

So ging das eine ganze Zeit. Aber welch schönes Ergebnis brachte die Zeremonie: Wir Schafe waren einander nähergekommen, überschritten ohne Zagen die Grenzen der Anonymität.

Doch auch unsere Freunde, die Schäfer, lernten wir in diesen Stunden kennen und schätzen. Ihr Beruf ist hart. Tagein tagaus bergauf bergab. So möchte ich das mal charakterisieren. Und wir sollten uns noch eines hinter die Ohren schreiben: Die Romantik, die sich wie ein verklärter Schimmer über ihr naturnahes Tun ausbreitet, ist in Wirklichkeit nichts weiter als mißverstandene Romantik, die sich wie ein verklärter Schimmer über ihr naturnahes Tun ausbreitet. Wie nicht anders zu erwarten, trat unser Gespräch mit ihnen sofort in eine kräftige Fachsimpelei ein. Natürlich kann ich nicht in Gänze unser Gespräch wiedergeben, aber es lief in etwa so.

„Müßt ihr zufüttern, oder finden die Schafe in der Natur genug?"

„Ja.“
„Ist die Herde das ganze Jahr über auf der Weide?“
„Ja.“
„Kommt der Tierarzt vorbei, oder seid ihr eure eigenen Medizinmänner?“
„Ja.“
Schäfer sind fast so etwas wie Philosophen. Sie reden nicht gerne unnützes Zeug. Sie sind für ein klares Ja. Denn ihr Metier ist die Tat. Wie zum Beweis riß Iwan Kolanjew mit einer blitzschnellen Bewegung seinen Hakenstock hoch und fing sich ein Tier.
„Du lahmes Schaf, du“, rief er empört, und zerrte das erschrockene Tier zu sich heran.
Ich sah, daß es Petja war. Hatte die Moderhinke etwa wieder zugeschlagen? Besorgt stieß ich diese Frage aus. Aber Iwan Kolanjew schüttelte nach einer kurzen Untersuchung den Kopf. Gott sei Dank. Blinder Alarm.
Es ist eine alte Weisheit: Wer viel unterwegs ist, muß gut zu Fuß sein. Schafe verbringen oft 300 Tage und mehr im Jahr in der freien Natur. Sie suchen ihr Futter auf abgeernteten Feldern, schwerzugänglichem Gebirgsödland oder was sonst gerade kommt. Da ist sorgfältige Klauenpflege mehrere Male im Jahr unerläßlich. Versuche, ihnen ein modernes Schuhwerk anzupassen, sind leider fehlgeschlagen. So heißt es eben für unsere beiden Schäfer fünfhundertsiebenunddreißig mal vier Klauen putzen.
„Aber wir könnten doch helfen“, rief in diesem Moment Bofi. So schnell, wie er es gesagt hatte, war es auch getan. Jeder von uns nahm sich beherzt mehrere Schafe vor. Mit beruhigenden Worten wie: „Dich wird die Moderhinke nicht erwischen, mein Lieber“, ging's an das Beschneiden der Schafsklauen. Ich muß sagen, so nah war ich einem Schaf noch nie. Doch in diesen vertraulichen Stunden der Pediküre lüftete sich so mancher Vorhang, der jahrhundertelang allerlei verbarg. Das Schaf, dein unbekanntes Wesen.
Wie Schuppen, so fiel es mir von den Augen: Im Grunde genommen ist das Schaf doch beinahe so etwas wie Fleisch- und Textilkombinat auf vier Beinen.
Sein Fleisch ist begehrt. Man unterscheidet Lammfleisch. Dieses liefern uns Jungtiere bis zur Erlangung der Geschlechtsreife. Die tritt bekanntlich im Alter von fünf bis sechs Monaten an die Tiere heran. Dann gibt es Hammelfleisch. Es

Zwei Schäfchen in Rawnogor

stammt von kastrierten männlichen Lämmern beziehungsweise Bökken. Und schließlich haben wir es noch mit dem gewöhnlichen Schafsfleisch zu tun, wie es alle übrigen, vorher nicht namentlich genannten älteren männlichen und weiblichen Tiere liefern. Und dann erst die Schafsmilch. So etwas hat die Welt noch nicht gesehen. Man muß sie nur sauer werden lassen. Den ersten lobenden Bericht darüber hat der berühmte Herodot verfaßt. Da bleibt mir wenig zu sagen. Ich möchte bloß auf den folgenden wissenschaftlichen Bericht verweisen, der da lautet: „Die bevorzugte Verwendung von Schafsmilch, die einen höheren Eiweißgehalt als Stutenmilch aufweist, für die Sauermilchherstellung, dürfte die Entwicklung der beiden Mikroorganismen stimuliert haben, die ihre Fermentation bewirken. Bei dem ersten handelt es sich um das bulgarische Milchsäurebakterium (Lactobacterium bulgaricum), das im Jahre 1905 in Genf von Stamen Grigorow entdeckt wurde. Das zweite Bakterium ist das Steptococcus termophilus.

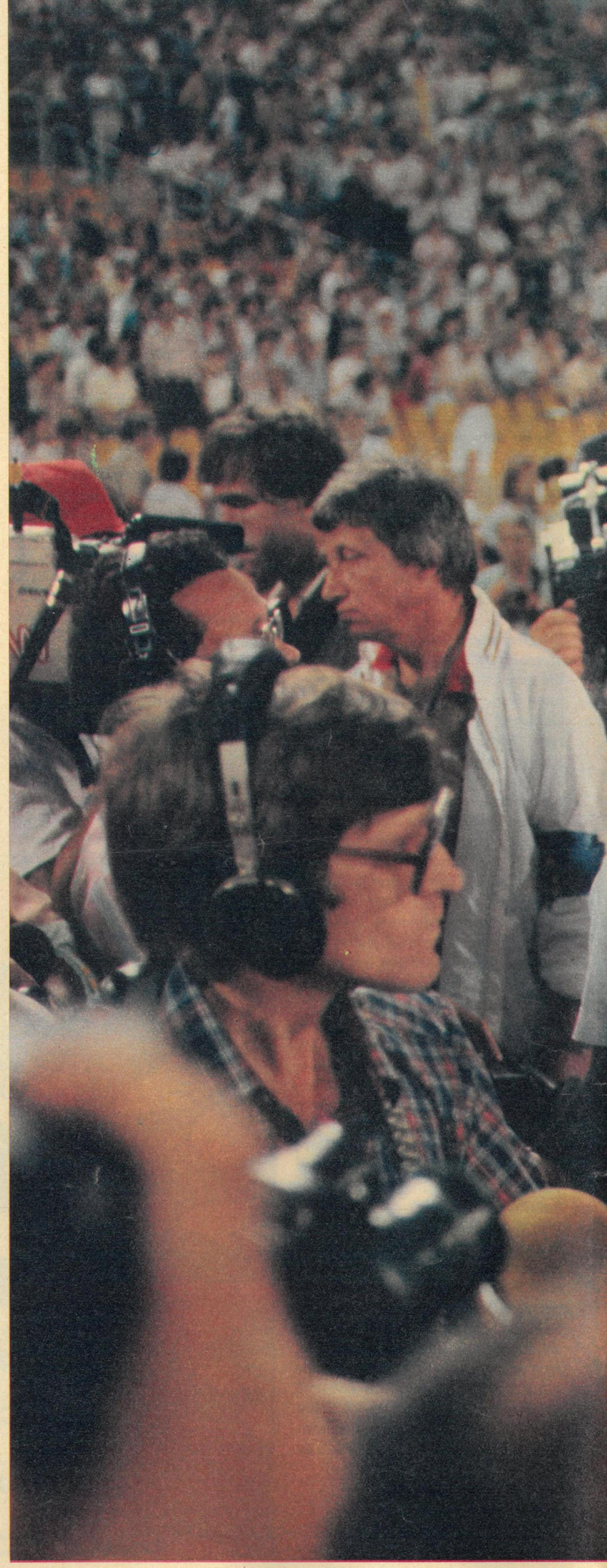
Heute ist die bulgarische Sauermilch in der ganzen Welt bekannt, was sie vor allem ihrem einmaligen Geschmack und Aroma verdankt. Der Organismus nimmt sie sehr viel leichter als Frischmilch auf, da ihre Eiweiße teilweise in Aminosäuren zerlegt sind.“
Da kann man mal wieder sehen. Von wegen, Schafe sind dumm. Auf die Idee muß man erst einmal kommen, Eiweiß der Frischmilch in Aminosäure zu zerlegen.
Aber das Fleisch- und Textilkombinat Schaf bringt ja noch viel mehr zustande. Schafskäse nämlich und Joghurt, Schafsleder und Lammfellmäntel. Oder Lammfelljacken oder Westen. Dahin verkaufen sich all diese Produkte auch sehr gut. Doch lassen wir das. Schließlich ist ja unser Tag auf der Alm noch nicht zu Ende. Nach der Schafspediküre beschlossen Bofi und ich, ein wenig mit den Tieren spazieren zu gehen. Sozusagen als Qualitätskontrolle für die frischgeputzten Klauen. Lag es nun daran, daß wir Menschen nur zwei Beine haben, oder lag es am Gebirge. Jedenfalls wurden wir beide schneller müde, als es den Schafen recht war. Mürrisch mußten sie immer öfter in Pausen einwilligen. Eine davon nutzte ich schamlos, um mich sanft in den Schlaf tragen zu lassen.
Und der folgende Traum hüllte mich ein:
Ich sah mich auf einer blumenübersäten Wiese. Mit einem wunderschönen Unschuldslamm in den Armen. Zärtlich streichelte ich ihre Haut. Sie trug ein seidenweiches, lammweißes Hemdchen von einer durchsichtigen Stärke, die 26,5 Mikrometer nicht überschritt. Was für ein schönes Kind. Zärtlich streichelte ich ihren Nacken. Dann wanderten meine Hände, kühn geworden, den Busen entlang. Pfirsichhaut knisterte unter der sanften Berührung. Ach, diese Lippen... Gleich werde ich sie küssen. Komm näher, du Liebes, komm jetzt...“
Da stieß ein Fuß empfindlich in meine Seite. Ich schreckte hoch, und sah Bofi.
„Is' weich, so ein Lamm, nicht wahr“, sagte er, und vertrieb mit einer jähen Bewegung mein Kopfkissen, welches mich in den Traum gehüllt hatte. Während sich das Lamm mähend und empört davonmachte, sagte Bofi: „Ja, ja, diese haltlose Lust nach einem unschuldigen Lamm. Da kann man wieder mal sehen!“

Der gequälte Dudelsack

Als wir am nächsten Abend nach Rawnogor zurückkehrten, erwartete uns noch ein gewisser kultureller Teil des Abends. Er setzte sich zusammen aus den Bestandteilen Rotwein, Hammelbraten und Dudelsackmusik. Ein feuriger Bulgare ging mit dem Dudelsack um, als wäre dieses Instrument ein musikalischer Formel I-Rennwagen. Das imponierte mir so sehr, daß mir nichts weiter übrigblieb, als darum zu bitten, das Gerät auch einmal zu musikalischen Probezwecken benutzen zu dürfen.
Tief blies ich in den Dudelsack. Er schwieg. Ich versuchte es mit mehr und weniger, mit Neben-, Unter- und auch Oberluft... Doch leider, wie ein verstockter Balg, so beleidigt schwieg der Dudelsack.
Ich war nahe dran, aufzugeben, da packte mich die kalte Wut. Mit aller Schärfe blies ich in den Sack. Und in der Stille von Zeit und Raum erklang ein zärtliches „Määäh!“

Doppelter Grand Prix

Zwei phantastische Weltrekorde als leichtathletische Höhepunkte während der „Spiele des guten Willens“ im Moskauer Lenin-Stadion: 6,01 Meter im Stabhochsprung und 7148 Punkte im Siebenkampf der Frauen. Der sowjetische „Weltsportler des Jahres“ Sergej Bubka brauchte insgesamt nur drei Versuche, um als erster eine Höhe von mehr als sechs Metern zu überqueren. Zuvor hatte die US-amerikanische Siebenkämpferin Jacqueline Joyner ihren Weltrekord ebenfalls mit einer besonderen Delikatesse garniert: Sie bezwang den „Siebentausender“, dessen Erstbesteigung schon seit langem die Sehnsüchte vor allem der DDR- und UdSSR-Athletinnen bestimmt hatte. Augenzeugen am Ort waren Hans Richard Vollbrecht (Text) und Volkmar Billeb (Fotos).



Doppelter Grand Prix

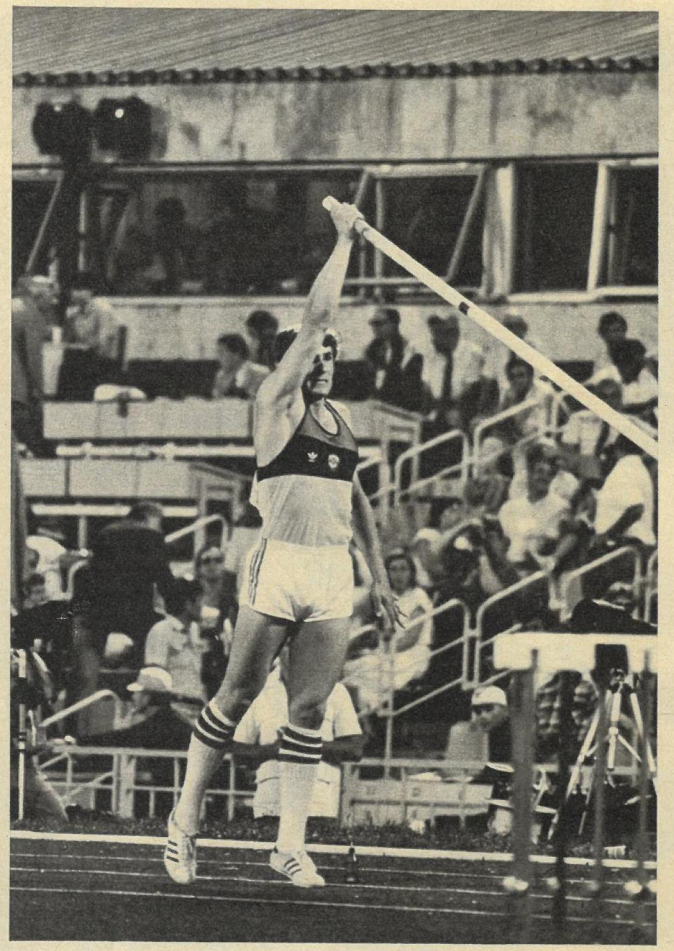
Alles war schon einmal da, nur diese Höhe nicht. Sergej Bubka begann in Lushniki bei 5,70 m – das hat er schon voriges Jahr in Paris gemacht, als er die sechs Meter überflog. Im insgesamt dritten Versuch (5,70/5,85,6,01) markierte er jetzt seinen sechsten Weltrekord – bei seinem dritten am 13. Juli 1984 in London war das genauso: 5,50, dann 5,70 und schließlich 5,90 m. Seine Philosophie dazu: „Im Grunde sind das ja nur immer zwei Versuche gewesen, denn der dritte Sprung war ja der Weltrekord!"

Auch der Stab war diesmal nicht anders als in Paris. Bei seinem Saisonauftakt in Bratislava benutzte Bubka einen neuen. Der war zwar 300 Gramm leichter und zugunsten seiner extremen Griffhöhe auch etwas länger. „Aber irgendwie hatte ich damit meine Schwierigkeiten. Der Stab war zu weich. Also nahm ich meinen alten mit nach Moskau – den, mit dem ich in Paris die sechs Meter meisterte."

Was die Exklusivität betrifft, so halten sich Paris und Lushniki die Waage. In der französischen Hauptstadt forderte Bubka nach der 5,70-m-Anfangshöhe sofort die sechs Meter, was er darf, wenn schon alle Konkurrenten ausgestiegen sind. Diese bewältigte er aber erst im dritten Anlauf. Vier Versuche also. Diesmal gelang ihm – mit einer Zwischenstation (5,85 m) – der Weltrekord gleich auf Anhieb.

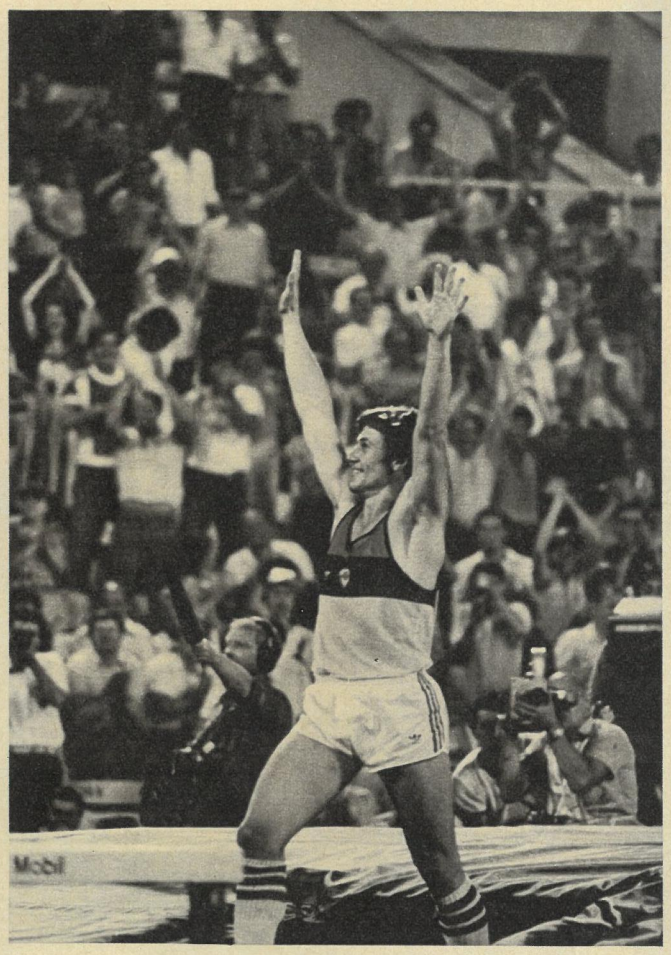
Auf die Frage, warum er in Lushniki nicht weitergemacht habe, antwortete der Himmelsstürmer: „Wenn ein Sprung glückt wie dieser, ist plötzlich viel von der Spannung weg, die du brauchst, um womöglich noch einen zweiten Weltrekord dranzuhängen. In solchen Situationen gibt es viele Faktoren, die eine Fortsetzung nicht erfolgversprechend machen. Von meinen sechs Weltrekorden war dieser im Leninstadion der erste, der mir im eigenen Land gelang. Das war ein besonderer Zustand von Glücksgefühl. Und die Zuschauer standen auf den Bänken, die Reporter und Fotografen umlagerten mich, jeder, der mir nahe war, klopfte mir auf die Schulter. Da ist es schwierig, sich noch einmal zu sammeln. Denn eine Höhe von mehr als 6,01 Metern kann niemand nur als Zugabe springen. So ließ ich's damit bewenden und sagte mir: Morgen ist noch ein Tag, übermorgen auch, und die Saison ist s o lang."

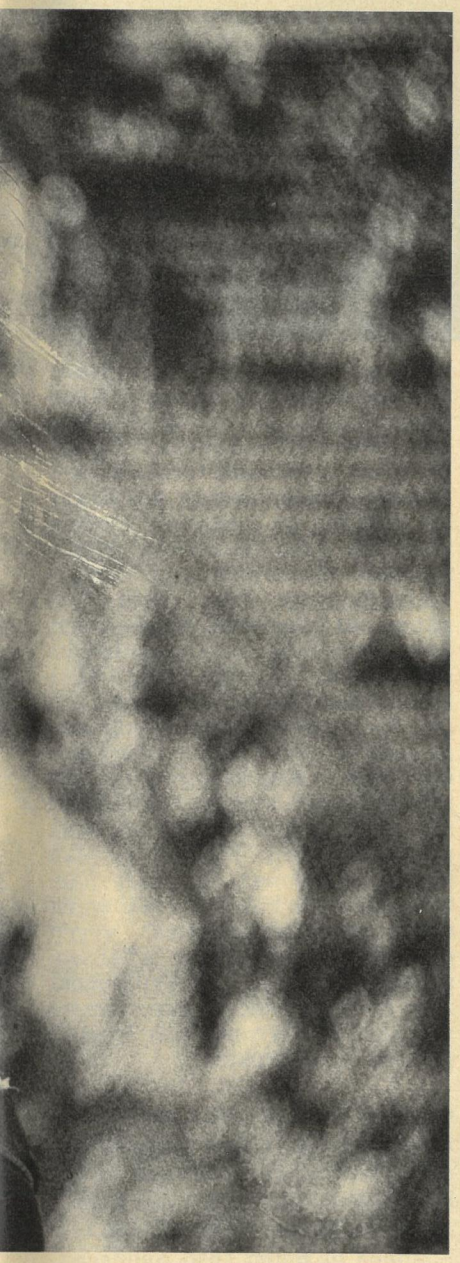
Wie weit hinaus er noch will oder kann, darüber mag Sergej Bubka nicht reden. Er hat schon oft gesagt, was für ihn selbst und die, die ihn entthronen wollen, noch möglich ist. Auch weiß er noch nicht, ob



Momente aus Bubkas Weltrekord – Anlauf, Sprung und Jubel. Dann gab's die Auszeichnung für den besten Athleten.

Ehrenpreis auch für Jackie Joyner. Der 7,01-m-Weitsprung wies ihr den nur mehr kurzen Weg zum „Siebentausender".





Jacqueline Joyners Siebenkampf-Weltrekord

100 m Hürden	12,85 s	1147 Punkte
Hochsprung	1,88 m	1080 Punkte
Kugelstoßen	14,76 m	845 Punkte
200 m	23,00 s	1079 Punkte
Weitsprung	7,01 m	1176 Punkte
Speerwurf	49,86 m	857 Punkte
800 m	2:10,02 min	964 Punkte
		7148 Punkte

Sergej Bubkas halbes Dutzend Weltrekorde

5,85 m — **27. 5. 1984** — **Bratislava**
(5,50 m/2. Versuch, 5,65 m/1. Versuch, 5,75 m/2. Versuch, 5,85 m/1. Versuch)

5,88 m — **5 .6 .1984** — **Sainte Denis**
(5,50 m/3. Versuch, 5,70 m/1. Versuch, 5,75 m/1. Versuch, 5,86 m/gerissen, dann auf 5,88 m erhöht/2. Versuch)

5,90 m — **13. 7. 1984** — **London**
(5,50 m/1. Versuch, 5,70 m/1. Versuch, 5,90 m/1. Versuch)

5,94 m — **31. 8. 1984** — **Rom**
(5,60 m/2. Versuch, 5,81 m/gerissen, dann auf 5,84 m erhöht/2. Versuch, 5,91 m/gerissen, dann auf 5,94 m erhöht/2. Versuch, 5,97 m ausgelassen, 6,00 m/dreimal gerissen)

6,00 m — **13. 7. 1985** — **Paris**
(5,70 m/1. Versuch, 6,00 m/3. Versuch)

6,01 m — **8. 7. 1986** — **Moskau**
(5,70 m/1. Versuch, 5,85 m/1. Versuch, 6,01 m/1. Versuch)

und wie sich in naher oder ferner Zukunft die Stäbe verändern, ihre Eigenschaften und vor allem das Material, aus dem sie dann hergestellt sind. 6,20 oder sogar 6,30 Meter wird man eines Tages schon noch springen können. Aber wann? „Wenn jemals die sieben Meter zur Debatte stehen sollten, bin ich bestimmt nicht mehr dabei". Diese Sache zu „klären", überläßt Bubka dem nächsten Jahrtausend... Übrigens haben Paris und Lushniki noch etwas anderes gemeinsam. Voriges Jahr machte er die sechs Meter seinem soeben geborenen Sohn Vitali zum Geschenk. Diesmal gab's den Weltrekord zur ersten Geburtstagsfeier...

Zusatzfoto: Werner Schulze

Im nächsten Heft:

Weggefährten ins Außerirdische

Wie schlägt des Menschen Herz im All? Gibt es eine Raumfliegerkrankheit? Rhesusaffen als Assistenz-Kosmonauten. Neue Interkosmos-Forschungen auf dem Gebiet der Medizin mit Hilfe sowjetischer Biosputniks.

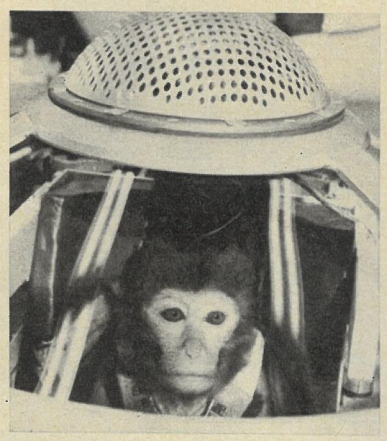


Foto: A. Puschkarjow/TASS

Probe-Rangieren am Kai von Mukran

Bildbericht von einer entscheidenden Erprobungsphase des neuen Fährschiffs.

Rund ums Nikolaiviertel

Erster Beitrag einer neuen Mittelseitenserie zu Städtebau und Architektur in unserer Republik.

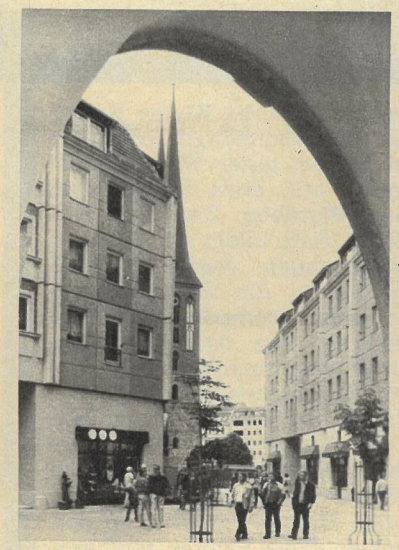


Foto: D. Steinberg

Jetzt schon an den Winter denken

Der FREIE WELT-Tourismusratgeber stellt das Reiseangebot in die Sowjetunion für die Monate Januar bis April 1987 vor.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Korallen vor Kuba (3)

KLEINE KNOPFKORALLE

Massenhaft tritt die Kleine Knopfkoralle an Außenhängen oder sonstigen Stellen guter Wasserdurchmischung auf, etwa in unterseeischen Riffgräben. Zwischen 5 m und 20 m Tiefe bildet sie, in festen Blockpackungen wachsend (Bild oben), häufig die Basis kubanischer Riffe. Bemerkenswert die Ausbildung von zwei verschiedenen Wuchsformen: Sind die Kolonien – auf horizontalen Flächen – dem Licht voll zugewandt, entwikkeln sie massive bis halbkugelige Umrisse. Gelangen andere Stöcke in größeren Tiefen oder auf steil abfallenden Unterlagen nicht in den vollen Genuß des Lichtes, zeigt sich ein abgeflachter Wuchs. Die unten vorgestellte Kolonie hat beide Formen ausgebildet. Diese Erscheinung wird aus dem Zusammenleben der Koralle mit einzelligen Algen erklärt, die das Wachstum der Kolonie maßgeblich beeinflussen; es leuchtet ein, daß die relativ größeren Oberflächen bei flachem Wachstum dem Tierstock eine bessere Ausnutzung des schwächeren Lichtes gestatten.

Nach meiner Ansicht stellt die Symbiose zwischen den Steinkorallen und einer Sorte Geißelalgen (die ihre Beweglichkeit längst verloren hat) den Angelpunkt zum Verständnis der Schnellwüchsigkeit riffbildender Korallen dar. Die winzigen Pflanzen (Durchmesser 11 µ) genießen den Schutz des dornigen Skeletts wie der Nesselzellen und verwerten unmittelbar die Abprodukte der Koralle (darunter veratmetes Kohlendioxid); die Korallen erhalten im Austausch Erzeugnisse der Assimilation und Photosynthese (Sauerstoff und Zuckerverbindungen). Weil diese Vorgänge auf kürzestem Wege, innerhalb der Korallenzelle, ablaufen, ist dafür kaum Energie nötig. Alles kommt dem Wachstum zugute.

Auf dem Quadratzentimeter Innengewebe von Steinkorallen fand sich eine Million Kugelalgen; schon die mikroskopisch kleinen Korallenlarven erhalten etliche tausend Minipflänzchen vom Muttertier. Man könnte annehmen, die ewig nahrungsgierigen Polypen besäßen einen „Sperrmechanismus“ gegen die Verdauung grüner Pflanzensubstanz. Doch… im Experiment zum Hungern gezwungen, verzehren sie ohne „Skrupel“ ihre sonst so gehüteten Untermieter.

Text und Fotos: Dr. Dietrich Kühlmann

Oben: Die kreisrunden Polypenkelche der Kleinen Knopfkoralle, Montastrea annularis (ELLIS et SOLANDER, 1786), stehen etwas erhöht, so daß die Kolonien aussehen, als seien sie dicht mit Knöpfen bedeckt. Am Bildrand: Ein Papageifisch schwimmt aus seinem Versteck hervor. – Unten: Die Kleine Knopfkoralle hat eine massige Kolonie von über zwei Meter Durchmesser und Höhe gebildet. Während untere Partien einen flächigen, blattförmigen bis krustigen Wuchs zeigen, sind die oberen kompakt (von allen Formen ist die Große Knopfkoralle, Montastrea cavernosa, gut zu unterscheiden).

UNSERE FRAGE: Wofür hielt man Korallen, als ihr Tiercharakter noch nicht erkannt war? – Antwort auf Postkarte mit der Marke „Korallen (3)“ bis 5. August an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Auflösung folgt in unserem Heft 17.